JMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

DR OTTO RANK u. DR HANNS SACHS

IV. JAHRGANG / 1915–1916
HEFT 5



1916
HUGO HELLER & CIE
LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

Die Unregelmässigkeiten im Erscheinen und im Umfange dieser Zeitschrift, welche uns durch die Kriegslage auferlegt sind, wollen die P. T. Abonnenten freundlichst entschuldigen. Das Versäumte wird nach Wiederkehr normaler Zustände nachgeholt werden.

Für die REDAKTION bestimmte Zuschriften und Sendungen wollen an Dr. HANNS SACHS, Wien XIX., Pyrkergasse 1, adressiert werden.

»IMAGO« erscheint SECHSMAL jährlich im Gesamtumfang von 24—30 Bogen und kann für M. 15·— = *K* 18·— pro Jahrgang durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage HUGO HELLER & CIE. in Wien I., Bauernmarkt 3, abonniert werden. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Auch wird ein GEMEINSAMES ABONNEMENT auf »IMAGO« und die »INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR ÄRZTLICHE PSYCHOANALYSE« zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von M. 30·— = *K* 36·— eröffnet.

Die wenigen noch verfügbaren Exemplare der früheren Jahrgänge von »IMAGO« werden im Preise erhöht, so daß der komplette Jahrgang nunmehr M. 18·— = *K* 21·60, gebunden M. 22·50 = *K* 27·— kostet.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN mit Lederrücken sind zum Preise von M. 3·— = *K* 3·60 durch jede gute Buchhandlung, sowie direkt vom Verlage zu beziehen.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
SCHRIFTLEITUNG:
IV. 5. DR. OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1916

»Anal« und »Sexual«.

Von LOU ANDREAS-SALOMÉ.

Nahezu üblich geworden war es seit einiger Zeit, der Wiener Schule ihre Betonung der Regressionen auf das anale Gebiet als eine Art von Rückständigkeit vorzuhalten, — ungefähr wie wenn, anstatt sachlicher Weitererörterung der Probleme, man sich lieber verbohre in den ausgerechnet unbehaglichsten Familienklatsch. Und doch ist eher Anlaß zu glauben, gerade dieser Punkt, mehr als irgend ein anderer vielleicht, harre erst noch endgültiger Erledigung, — schon allein weil er derjenige ist, auf den sich letztlich alle Reste der Verunglimpfung zurückziehen, die Freuds Hinweis auf den sexuellen Faktor entgegenstand und -steht. Denn wie stark der Widerstand dagegen auch von jeher gewesen ist und insbesondere gegen Freuds »infantile Sexualität«, — immer noch erscheint der Abscheu davor ganz erheblich geringer als der vor dem Analsexuellen speziell. Ja während man im ersten Fall sich über die Zumutung empört, des Kindes Zärtlichkeiten durch das Wort »sexuell« zu besudeln, erweist sich im zweiten Fall dies verfemte Sexuelle seinerseits empörend besudelt durch seine Bezugnahme auf Anales. Wie ja auch die kindlich zärtlichen Auslassungen am elterlichen Körper in jeder Form gerührten Blickes betrachtet zu werden pflegen und sich unbeschränkt gehen lassen dürfen, während über dem anderen Gebiete von vornherein großgeschrieben das erste »Pfui!« prangt, das wir in uns aufzunehmen haben. Dadurch leitet es eben die für jedermann so bedeutungs- und beziehungsvolle Geschichte des ersten Verbotes ein. Der Zwang zur Triebenthaltung und Reinlichkeit wird dadurch zum Ausgangspunkt für die Ekelerlernung überhaupt, für den Ekel kat exochén, der nie wieder ganz verschwinden kann, weder aus dem Erziehungswerk, noch aus dem unserer eigenen Lebensgestaltung. Ein solcher Sachverhalt läßt aber vermuten, hinter dem Normal-Ekel und -Widerstand von uns allen möchten nicht selten Einsichten versteckt bleiben, weil man sie aus diesem Bezirk



nicht aufstöbern mag, — ganz ähnlich wie die pathologischen Widerstände bei Neurotikern Einsichten hinter sich verbergen, deren Aufdeckung die Genesung bedingt, indem sie den bewußten Blick auf das Tatsächliche erst freimacht. So könnte es wohl sein, daß gerade auf diesem Gebiet, dem wir (im gewöhnlichen Fall) mit unseren praktischen Erfahrungen und Überwindungen am frühesten zu entwachsen scheinen, unserer Erkenntnis manche späteste Frucht erst noch reift.

In der Tat kann der Umstand nicht leicht wichtig genug genommen werden, daß jenes erste »Pfui!« und Verbot andeutungsweise schon einsetzt zu einer Zeit, wo wir von uns kaum noch wissen, für uns sozusagen noch nicht existieren, wo unsere Triebregungen fast noch unabgegrenzt erscheinen gegen die Umwelt, — und uns als die unseren recht eigentlich erst fühlbar werden durch diesen Verbotszwang, der mithin unser Erwachen zu uns selbst gewissermaßen einführend begleitet. Allerdings ist etwas wie ein Gebot auch schon verknüpft mit der anderen frühesten Lebensregulierung, derjenigen der Nahrungsaufnahme, allein diese enthält nur passiven Verzicht, ein Nichterlangenkönnen. Hier hingegen richtet sich nicht bloß eine enttäuschende Grenze von der Außenwelt her gegen das neugeborene, soeben noch allverbundene Wesen auf, sondern es wird veranlaßt, eine eigentümliche Tat zu tun: eine Tat wider sich selbst, eine Grenzsetzung innerhalb des eigenen Antriebes, — in der Beherrschung seines Analdranges gleichsam die erste echte »Verdrängung« an sich zu vollziehen. Wollte man derartige, beinahe rein biologisch ablaufende, Vorgänge bereits mit den stattlichen Namen aus der Psychologie belegen, die ihren späteren, geistes-verständlicheren Zusammenhängen gewidmet werden, so könnte man sagen: es geschieht das Interessante, daß der kleine Ichkeimling sich gleich anfangs unter einem ihn hochtreibenden Druck von »Askese« äußert, daß sie es ist, die sein beginnendes Wachstum am unverwechselbarsten unterscheidet von den ihn umwuchernden Triebreizen als solchen. Denn erst in diesem Zurückgeworfensein auf sich selbst, in dieser primitivsten Ich-Übung am zu beherrschenden Triebreiz, wird das an ihm Erlebte — sowohl Zurückhaltung wie Abgabe, — um eine Spur näher dem Bewußten, Persönlichen gerückt.

Seinerzeit wurde so charakteristisch gelacht, als Freud auf die an das Stuhlverhalten geknüpfte Anallust des Säuglings aufmerksam machte, und doch ist es diese Lust, durch die das kleine Ich sich allerfrühest als Herr der Situation zeigt, die mit einer Unterdrückung begann. Indem, zum triebnegierenden Zwang von außen her, die Anallust das positive Moment heranbringt, — die autoerotische Freude an der eigenen Leiblichkeit, — schließt sich das Menschenkind mit seinem kritisierten Körperleben wieder als identisch zusammen: in der Anallust ist das Ich wieder triebgemäß, der Trieb aber ichgemäßer, bewußtseinshafter geworden als in seinem unwillkürlichen Ablauf, — die Lust an ihm schon zu einem Spannungsresultat. So

sieht das menschliche Ich sich hineingestellt in die es gleich ursprünglich umkämpfenden Gegensätze von Außenhemmungen und Innendrängen als eine Art von Ausgleichsvollzug, — als eine Aktionsweise gewissermaßen, die zwischen diesen beiden Tatbeständen vermittelt; an beider Gegensätzlichkeit gelangt es selber erst zu seiner Wesensäußerung, indem es dadurch in prinzipieller Weise die Einheit auszudrücken hat von Verlangen und Verzicht, von Sein und Soll, oder — wenn man diesen schon weit vorwegnehmenden Bezeichnungen auch gleich die emphatischste hinzufügen will, die im späteren Verlauf zur gegensatzvollsten wird, — von »Leib« und »Geist«.

Wie wir nun durch das Verbot uns wider uns selber stemmen lernen, und wie dadurch in der Anallust wir nur um so betonter uns zurückgewinnen, so ergibt sich daraus ebenfalls ein Doppelverhältnis zur Umwelt für uns. Verbot und Strafe verletzen die restlose Ineinandergehörigkeit von Welt und Einzelgeschöpf: es ist schon früh von Freud selbst, dann besonders von Ferenczi und Jones dargetan worden, inwiefern aus solcher libidinösen Urenttäuschung der erste Haß aufspringt, um diese notwendige und scheinbar harmlose Wunde zu vergiften. Unter den Eigenschaften, die Freud dem Analcharakter zuschreibt, richten sich zwei — der Trotz und der Geiz, — gegen die Außenwelt, die sich aus ihrer Unzertrennlichkeit mit uns löste und zu einem fremden Gegenüber aufrichtete: vor der man in die Egoität sich flüchten muß, der eigenen Haut sich wehren, den selbstischen Genuß in Sicherheit bringen. Der dritte Zug im Analcharakter — Pedanterie, auch als Hypermoralität (gleichsam als moralischer Waschzwang) — kehrt sich nicht nur gegen die Welt, sondern trägt die Gegensetzung bereits ins eigene Innere, zwiespältig geworden bezüglich eben jener Anallust, die in Trotz und Geiz noch selbst-einig, ob auch schon sublimiert, überlebte. Vergleicht man das mit der anders gerichteten Libidoäußerung des Säuglings, — die die andere Leibesöffnung, den Mund, zur erogenen Zone hat, — so sieht man (im normalen Durchschnittsfall) statt dessen das Kind zwiespaltlos und protestlos in lauter bejahende Liebe aufgenommen: diese Richtung, die alsdann auf den »Inzest« hin auslaufende, erscheint ursprünglich von Sonne und Seligkeit begleitet, an Stelle der vielen Düsternisse durch die »Erziehung der Sphinkter«. Allerdings siedelt auch in der Inzestliebe sich ja der Haß an, doch immerhin mehr sekundär und zu seinen schlimmsten Bedeutungen oft erst vergrößert in der Schuldphantasie Neurotischer. Noch ehe er einsetzt, ist die Brust dem Munde entgegengekommen in einer scheinbaren Identität von Ich und Außenwelt, die noch viel später wie eine Urerinnerung, wie ein Wiedersehen, schweben mag über jeder neuen Objektsbesetzung. Von der uranfänglichen Eltern-(Mutter-)Einheit mag wohl ein Schein in so letzte Lebenstiefen hinabreichen, daß daran religionsbildende Kräfte wirksam werden konnten und alle Zuversicht einer »Gotteskindschaft«, während die anale Libido, unter der haßweckenden Grunderfahrung des Ver-

einzeltwerdens, von ihrer Basis an gewissermaßen satanisiert, ausgehen muß vom Protestdogma: »ich und der Vater (die Mutter) sind nicht eins.«

Wie wir aber durch den ersten Fall zurückgelangen zum Objekt als zu dem mit uns liebeseinigen, so würde vielleicht ohne die grobe Unterstreichung der Fremdheit im zweiten Fall die Welt als Gegenüber unserem Gefühle nie genügend objektiv werden. Und überdies ist ja erst von dorther der dritte Weg zum Weltverhalten freigelegt worden, auf dem das Kind zu einem seiner wichtigsten Lebenszusammenhänge gelangt: indem es im Analerotischen selber Erzeuger, »Elternmacht«, wird, — indem es Teile von sich zu Außenwelt gewandelt sieht, ohne sich selbst daran zu verringern, so daß die abgetrennte Welt sich ihm wiederschenkt, in noch intensiverer Einswerdung, als auf dem entgegengesetzten Wege: — vom entgegenkommenden Objekt zum Subjekt, — denkbar ist. Seit Freud drängt sich die Bedeutsamkeit solcher frühesten Eindrücke allmählich auf, ihre unterirdischen Verknüpfungen mit dem Wesen aller Produktion, der denkerischen wie künstlerischen Tätigkeit, werden von der psychoanalytischen Forschung mehr und mehr herausgearbeitet. Und hat Freud zur Entrüstung der Leute stets betont, daß die Fragesucht der Kinder sich im Grunde um das Problem der Zeugung drehe, so kann man längst sagen: nicht nur deshalb ist es der Fall, weil Kindern dieses Problem stofflich fragwürdig wird (etwa durch Geburt jüngerer Geschwister oder anderweitige Beobachtungen), sondern weil ihr eigenes Geisteswesen, ihr Wissensdrang, ihre Gestaltungsfreude in tiefster Urbeziehung dazu steht. Schon hat ja dem Kinde die ewig neue Dualität von Welt und Ich sich erschlossen, in fühlbaren Kämpfen, schon hat sie sich ihm ewig neu versöhnt, in Lust und Trotz von ihm selber aus, und schon macht die weitere Entwicklung ihm auch dies wieder strittig durch die Erlernung von »Scham« und »Ekel« daran. Erst durch Freud beginnen wir ja etwas zu ahnen von den Höhen und Tiefen, von denen her das Kind sich in die Bewußtseinswelt seiner späteren Jahre hineingeschleudert sieht, — scheinbar nichts mehr wissend von dem Überstandenen, und doch so davon geprägt, daß in seinem stärksten Erleben hinterher oft nur nachhallt die Gewalt dieser unfaßbaren Uraffekte. Nimmt Freud an, daß die Psychosen ihre Libidohemmung an früheren Entwicklungspunkten haben als die Neurosen, so mögen vielleicht die schwersten Erkrankungen diejenigen sein, in deren Tiefen und Abgründen derartige Erinnerungen sich regen, wenn sie auch, unserem Verständnis meistens sprachberaubt, mit totem Gesicht vor uns auftauchen. Doch noch innerhalb des normalsten Durchschnittsdaseins mögen andauernd Einflüsse aus jener Sphäre stattfinden, deren wir uns nie bewußt werden, weil sie dauernd abseitig bleibt von allem unseren sonstigen Tun: nicht nur, konventionellerweise, anderen gegenüber verhehlt, — auch in uns selbst isoliert von der Gesellschaft salonfähigerer Interessen, und dadurch angewiesen auf Einwirkungen indirekter Art.

Denn jene erste Verpönung, die das kleine Kind belehrt, geht gleich weiter: belegt auch innerhalb der regulierten Analbetätigung jeden Lustbezug mit Verbot und entwertet so summarisch das gesamte Gebiet für Gefühl wie Urteil. Dieser stets weiterreichenden Selbstregierungs- und -negierungsleistung ist das Kind nur gewachsen, weil es so früh sich unterscheiden mußte von in ihm selber sich vollziehenden Prozessen, ganzen Provinzen seiner Leiblichkeit, — bis es an seinem Eigenbesitz Reduktionen vornehmen lernt, ohne sich doch selbst damit in Frage gestellt zu sein. Scham, Ekel werden in dem Maße ohne Schaden in ihm wirksam, als es sich nicht lediglich als den Täter seiner Tat oder Untat fühlt, sondern auch noch als etwas darüber hinaus, — als es neben der Aktualität seines Inhalts, aus dem es Teile verstößt, dafür auch noch ein entsprechendes Stück Zukunft in sich einbezieht: einen noch leeren Wesensumriß gleichsam, der vorgezeichnet ist von der Hand der erziehenden Autoritäten, aber auch ebensooft von der Linie der werdenden Individualität. Noch der naive Idealismus der Jugendlichkeit, so rührend und unverfroren zugleich, womit sie ohneweiters nur gerade dem Allerhöchsten, was sie ersinnen kann, sich wesensverwandt nimmt, bezieht die Zuversicht seiner Identifikationen wohl wesentlich von dorther. Denn kommt er auch gewißlich aus der »Allmacht der Gedanken« infantiler Seelenverfassung, deren Wunschkraft keine Hindernisse kennt, so ist sie doch inzwischen durch genügende Enttäuschungen der Jahre hindurchgegangen, um (im normalen Fall) an Sicherheit auch einzubüßen. Wenn sich die jugendliche Selbstliebe trotzdem enthusiastisch im blauesten zu fixieren weiß, dann mag sie sich ihr Recht dazu am ehesten daraus nehmen, daß sie anderseits auch Ausmerzungen am Selbst vorgenommen, Abwehr, Abbruch geleistet, sich über eigenen Verzichten zu neuen Erweiterungen zusammengerafft hat[1]. Wenigstens da,

---

[1] Mit Freuds Auffassung in seiner »Einführung des Narz.« ist dies übereinstimmend, wenn er S. 17/18 sagt: »Diesem Ideal-Ich gilt nun die Selbstliebe, welche in der Kindheit das wirkliche Ich genoß. Der Narzißmus scheint auf dieses neue ideale Ich verschoben, welches sich wie das infantile im Besitz aller Vollkommenheiten befindet. Der Mensch hat sich hier, wie jedesmal auf dem Gebiet der Libido, unfähig erwiesen, auf die einmal genossene Befriedigung zu verzichten« usw. Nur, meine ich, darf man nicht vergessen, daß all das, wessen wir uns später als Selbstliebe bewußt werden, und was die auf uns bewußt gerichtete Selbstgefälligkeit oder Eitelkeit umschließt, von solchem ursprünglichen Narzißmus unterschieden werden muß, dem Subjekt-Objekt noch ununterscheidbar in eins zusammenging. Denn nur eben deshalb, scheint mir, ist es ihm leicht und möglich, hinterher zu idealisieren, erkannte objektive Werte, deren der Betreffende noch gar nicht teilhaftig ist, dennoch mit ihm als vorhandene zusammenzufassen, sowie Wirklichkeit auf eine Idealität hin zu richten: nicht nur in Gehorsam gegen Gebote, nicht nur in Resignation, sondern in »libidinöser Erregung«.

Das von Freud hier als Selbstbeobachtungskontrolle geschilderte »Gewissen« ist auf eine etwas verschiedene Weise gestützt, je nachdem, ob darin vorwiegend der »kritische Einfluß der Eltern«, und ferner Erzieher, Mitmenschen, öffentlichen Meinung, der »zur Bildung des Ich-Ideals angeregt hat«, befehlshaberisch bestehen bleibt, oder ob er dermaßen »introjiziert«, mit dem Ich identifiziert wurde, daß er

wo es sich nicht um pathologische Reaktion auf empfundene Lücken und Mängel, um wahnhafte Kompensierungen bei solcher Idealbildung handelt, sondern um natürlich geistige Entwicklungsvorgänge mit geglückten Überwindungen, die das eigene Wesen klärten, es bewußter erhellten (mag auch jedesmal der Schatten etwelcher unerledigter Verdrängungen diese Helle nebenherlaufend begleiten). Gerade wie schon des Kindes Anallust erst der Spannung einer Selbstgegenwehr entstammt, gerade so steigert alles Leben immer wieder aus einem gleichen Verhalten sich zu seinen Erneuungen. Schließlich ist die Analogie dazu uns bereits im Biologischen gegeben, wo uns »Leben« heißt, was diesen Wechsel ausdrückt, — was Werdendes ist, welches sich von sich selber abstoßen, Ausscheidung werden kann und das Fremde an sich ziehen, zu sich selber wandeln.

Während das Erziehungswerk innerhalb der analen Sphäre dem tatsächlichen Sinn nach bald erledigt ist, bleibt sie deshalb im übertragenen Sinn dauernd bedeutungsvoll. Als charakteristisch an ihr erweist sich eben nicht nur, daß sie sich schon so überaus früh, — schon auf ihrer fast rein physiologischen Basis, — seelisch betont zeigt, sondern nicht minder die ganz eigentümliche Lage, in die unsere spätere Beurteilung sie rückt. Einerseits nämlich findet sie sich mehr und mehr den vitalen Prozessen zugeschoben, den moralisch nicht einbezogenen, den von Lob- oder Tadelspruch nicht anfechtbaren, anderseits aber bleibt sie dennoch weiterbehaftet mit Scham- und Ekelreaktionen, die ihre eigentliche Schärfe noch beziehen aus dem gar nicht mehr mitgemeinten seelischen Vorgang von dereinstmals, — dem der verpönten und verflossenen Anallust. Obgleich nur noch körperlich abgeschätzt, läßt man sie trotzdem unter diesem seelischen Bann: und zwar deshalb, weil hier — und in der ganzen Welt der Beziehungen ausschließlich nur hier — das Ekelerregende, das Schamweckende, über die Handlung des Täters hinwegverlegt ist auf den Stoff, auf das Objekt als solches, so daß wir, obgleich keines Makels daran mehr schuldig, uns doch damit zu befassen haben, als befaßten wir uns mit dergleichen nicht. Aus dieser einzigartigen Sachlage, dieser Kreuzung zweier Urteilssorten, dieser Umakzentuierung vom Menschen auf das Ding, entsteht jener interessante Bastard, jenes wunderliche, über sich selbst gleichsam verlegene Stück Verachtung, das dem ganzen Umkreis des Analen gilt: eine Verachtung, der gewissermaßen ihr moralisches Unterpfand unter-

ohneweiters die narzistische Libido vermehrt. Im einen Fall wird er moralistischeren und gesetzesmäßigeren Charakter erhalten bis zum kantischen Imperativ hinauf, im andern Fall mehr religiösen und hingegebenen bis zu frommer Ekstase hinauf. In den pathologischen Fällen wird für das eine die von Freud herangezogene Paraphrenie bezeichnend sein, worin der eigenste Ich-Inhalt noch als fremder Zuruf nach außen verlegt ist, und so »die Entwicklungsgeschichte des Gewissens regressiv wiederholt« (S. 20). Für das andere gäbe die Hysterie mit ihren zu weit gehenden Objektbesetzungen und Identifikationen mit noch Fremdesten ein Bild ab.

wegs abhanden gekommen ist, und die trotzdem umwittert bleibt von mehr als bloß sachlich orientiertem Mißfallen oder rein konventionell übernommener Verleugnung. Denn ihr Gegenstand ist, in seiner Gesamtheit, ein für allemal zum Repräsentanten geworden des zu Verwerfenden schlechthin, eben des Auswurfs, des vom Leben Abzuscheidenden, im Gegensatz zum Leben als dem Wertgebenden schlechthin, — als unsrer selbst. Dieser gleichsam symbolisierende Charakter, in den das Gebiet des Analen sich um so restloser hineingedeutet sieht, je erledigter es praktisch für unsere Erziehung ist, muß natürlich — ungeachtet seiner repräsentativen Schwärze — es als Triebgebiet ganz gründlich verharmlosen; gründlicher sogar, als es möglich gewesen wäre durch eine Höherbewertung oder Ehrenrettung im übertragenen Sinn. Denn selbst der äußerste Ekel, etwa bei direkter Beschmutzung mit Exkrementellem, muß seitdem stecken bleiben im lediglich Physisch-Ästhetischen: er bleibt gekehrt gegen ein »uns« dermaßen Wesensfremdes, auch bei unmittelbarster Berührung von »uns« dermaßen Distanziertes, daß es an unserer Wesenheit nichts mitzubeschmutzen vermöchte. Gegenüber diesem klassischen Bilde des »Schmutzigen«, diesem Objektgleichnis, wird die subjektive Unschuld des lebendigen Menschen daran so tief wie vor dem Tode: d. h. wie vor dem Ereignis, das, auch allen gemeinsam, von allen unabwendbar, von keinem »erlebt« wird, jeden auflösend in das, was »er« nicht ist, — in das Ewigfremde, das Nichtleben, das Anorganische, — den Stoff des Analen.

Es handelt sich also bei unserer Urteilsbezugnahme auf das Anale um ein Doppeltes: um eine Wirklichkeit und um ein Symbol; einmal um ursprüngliche Lebensformen früher Körperlust, die in normaler Entwicklung aus dieser Sphäre herausgezogen und in Formen reiferer Sexualität hinübergenommen werden, und das anderemal um eine gleichnishafte Verarbeitung des vom Wirklichkeitsgehalt schon Enthülsten, Entleerten, als Ausdrucksmittel der Verwerfung. Ein drittes nun und das Verhängnisvolle zwischen diesen beiden Bezugnahmen ist durch ihre ungenaue Unterscheidung voneinander, durch ihre Verwechslung, möglich. Sie kann geschehen, entweder weil das ursprüngliche Verbot dem Kinde gegenüber zu betont, zu drohend ausfiel, so daß etwas von Furcht und Schrecken haften blieb an denjenigen Triebbetätigungen, die längst der analen Lustform entwuchsen, oder aber weil in der Tat etwas von solcher infantilsten Lust sich in die späteren Sexualformen hemmend hinüberschlug, oder endlich auch nur, weil hinterher krankhafte Phantasie auf Früherlebnisse zurückgreift, um sich an ihnen zu entlasten. In jedem Fall hängt das Geschlechtsleben nicht zum wenigsten davon ab, wie völlig die Sonderung gelingt zwischen den analen Lebensbeziehungen der Kindheit, die in die weitere Entwicklung eingehen, und dem Analen als dem typisch bleibenden Bilde des Schmutzigen, zu Verwerfenden. Mißlingt diese Sonderungsarbeit auch nur an einem Punkt, schleicht sich in dies lebendig Weiterzu-

entwickelnde auch nur der kleinste Zusatz aus der symbolisierenden Verpönung hinein als Ekelhemmung, so verkehrt sich gerade das, was freudig, lustvoll, beglückend wirken sollte, in sein Gegenteil. »Verführerisch« und »unsauber« gerät in unlöslichen Zusammen=hang, das Schöne am Leben wird sein Verdächtiges, weil es schön ist; das Ewigtote tingiert das Ewiglebendige unaustilgbar mit Verwesungsflecken. Setzen sich die nun nicht länger legitimierten Triebe dennoch durch, so verarbeiten sie sich doch nicht zur Harmonie mit den übrigen, für die sie ja nur noch böse Anfeindungen heißen können; unterliegen sie gänzlich dem Gegendruck, so verarmt daran das Gesamtwesen. Meistens wird sich eine Mischung aus beidem ergeben: die Triebe werden sich zwar hier oder da durchsetzen, jedoch maskiert, vor der Verpönung verhüllt, — mit falscher Miene, an falscher Stelle; beginnend mit bloßer Heimlichkeit, Heuchelei vor anderen, vor der Außenwelt, bis schließlich zur Verheimlichung und Verleugnung vor dem eigenen Bewußtsein, — in all den Arten und Graden des Kompromisses zwischen Trieb und Abwehr, wie Freud sie aufgedeckt hat. In pathologischer Steigerung begegnet uns das als neurotisches Symptom, schon in den Formen aber, die wir dem Normalen zurechnen, als Schuldgefühl. Während im krankhaften Symptom die Triebverdrängung so weit gegangen ist, daß sich innerhalb des Bewußtseinsfeldes vom Verdrängten nichts vorfindet, sondern seine Masken gutgläubig für echt passieren, sind wir beim bloßen Schuldgefühl noch Wissende unserer Wünsche und Schliche, durchschauen sie jedoch mit einem Abscheu, der sie gewissermaßen außerhalb unserer selbst stellt: wir betrachten sie mit »Reue« und suchen eine »Sühne«, um uns von ihnen zu »reinigen«, sie von uns abzutun[1].

Bekanntlich stößt auch beim neurotischen Symptom die Psychoanalyse ständig in dessen Hintergrund auf das Schuldgefühl, — das scheinbar spontan bei den wunderlichsten, harmlosesten Anlässen sich ausdrücken kann, aber zurückverfolgbar wird bis zur, nur auf Ersatzanlässe mehr und mehr verschobenen, Wucht früher Verbote, womit das kleine Einzelgeschöpf aus seiner Allmachtsnaivität sich herausgerissen sah in »seines Nichts durchbohrendes Gefühl«. Doch wäre damit das Schuldgefühl noch nicht erfaßt, allenfalls nur die

[1] Nur auf den ersten Blick scheint dem Schuldgefühl das Wesentliche dessen zu fehlen, was das neurotische Symptom ausmacht: das Kompromißhafte. Nicht umsonst sind es gerade die Neurotiker, diese Meister im Sichschuldigfühlen, diese Allerbereuendsten, die zugleich eine ganz ungeheure Meinung von sich zustande bringen, ja dem »Gottmenschkomplex« stets auf die kleinste Distanz nahe sind. Mir scheint, als sei nicht bloß ein Überkompensieren daran beteiligt, sondern der Umstand, daß »schuldig=sein=können« einem ganz erklecklichen menschlichen Hoch=mut entspricht, indem das zwiespältig zerrissene Selbstgefühl sich darin wenigstens an die Genugtuung bindet, gleichsam Schicksal zu schaffen, schlimmes Schicksal gewesen zu sein. Gesunde Unschuld denkt demütiger über das, was durch sie geschieht. (Man erinnere sich auch an Hegels, übrigens schönes, Wort: »Es ist die Ehre großer Charaktere schuldig zu sein.«)

Unabwendbarkeit jenes Dualismus unseres Menschendaseins, welches in Ichgestalt und Bewußtseinsform zu durchleben hat, was sich dennoch nur im Zusammenhang des Ganzen behaupten kann, weil es gleichzeitig isoliert ist in sich und auch eins mit allem. Diese Duplizität der Einstellung, — am grundlegendsten bereits durchgemacht gegenüber den Eltern, die uns zeugend zugleich von sich trennen, — dies Ineinander von Selbstdurchsetzung und Identifizierung, von Ichtendenzen und Sexualtrieben, oder wie immer man es unter Benennung bringen will, wird zu schuldvoll empfundenem Zwiespalt noch nicht durch sich selbst. Man wähnt unwillkürlich, Schuldgefühl käme herauf durch uns eingestandene Taten, und ganz eigentümlich wirkt zunächst die Klärung, daß es überhaupt nur am Unein=gestandenen seine Wurzeln treibt, — daß erst die eine Seite des Zwiespalts aus dem Bewußtsein gedrängt sein muß, damit sie überantwortet sei jenem absolut Verneinten, Entwerteten, wofür das Anale das klassische Gleichnis lieferte, und worin wir uns deshalb nicht wiederzuerkennen wagen. Gewiß gibt es auch ohne alles spezifische »Schuldgefühl« im Menschen genug Krieg und Widerstreit der Triebe gegeneinander, und je reicher, breiter er veranlagt ist, vielleicht um desto mehr und um desto schmerzvolleren. Doch solche Schmerzen, weit entfernt die Ganzheit seines Wesens zerstören zu müssen, mögen sie oft sogar fördern: indem nämlich außer den siegreichen auch die unterlegenen Triebe schmerzlich zur Fühlbarkeit gelangen, wird das ganze Selbst sich seines Umfanges gleichsam bewußter, als es im Frieden möglich war. Zwischen Lust und Verlust steigert es sich zu vermehrter Lebensintensität, — wird seiner selbst (nach der gleichen Methode wie in der anfangs ge=schilderten Entwicklung) immer neu und weiterreichender inne. Freilich bleibt auch in solchem Fall der besiegte Trieb zeitweise außerhalb des Bewußtseins stecken, sammelt während solcher Hem=mung sein Reaktionsbedürfnis bis zur Explosion an unrechter Stelle usw., doch ist er nicht prinzipiell bewußtseinsunfähig, sondern nur von der erlittenen Schwächung (im »Vorbewußten«) niederge=halten. Hingegen was den Menschen schuldvoll bedrängt, krankhaft halbiert, steht gar nicht im wirklichen Kampf mit seinen Siegen und Niederlagen, es duldet statt dessen Hinterhalt, Meuchelmord, Über=läuferei, es will den Feind nicht als Ebenbürtigen anerkennen, dem man auch als Besiegtem sozusagen noch den Degen beläßt, sondern es beschmutzt sich durch das bloße Eingeständnis von dessen abzu=wehrenden Feindseligkeiten. Dadurch wird an Stelle des Pathos des Schmerzes, an das jeder von uns als Mensch sein unveräußerliches Recht hat, der Ekel der Sünde eingeführt, anstatt des ehrlichen Kräftemessens die vergiftende Krankheit[1].

[1] Bei halbkultivierten oder unter Fremdkultur geratenen Völkern kann man den Übergang von diesen beiden Einstellungen ineinander oft sehr deutlich sehen. Da wird einerseits die Schuld bereits als solche gefühlt und auch die Berechtigung der Strafe nicht angezweifelt, — ja die Strafe oft noch als unabwendbarer genommen

Indessen: die Möglichkeit daran zu erkranken, gerade so wie auch die andere: den Kampf der Kräfte förderlich durchzuführen, gründen sich beide auf die vorerwähnte Dualität alles Menschlichen, als auf dasjenige, was das menschliche Trieb-Erleben unterschieden sein läßt vom bloß Kreatürlichen, worin (für unsere Augen wenigstens) das nicht menschliche Lebewesen noch unabgehobener ruht innerhalb des Allseins. Auch noch Seelensiechtum und Schuldzwiespalt unterstreichen, gleichsam schwarz und tödlich, doch nur die überaus lebensvolle Tatsache, daß Menschentum nicht in starrgerader Linie zurande läuft, sondern im Bewegungswechsel eines Bruchs, — einer Rückwärtswendung auf sich selber, einer Besitzergreifung von sich selber. Mag äußerer Strafanlaß zuerst ein Schuldgefühl zum Aufkeimen bringen, mag spätere Erkrankung die Frucht davon sein, doch gehen beide letztlich auf jene Doppelwurzel menschlichen Wesens zurück, dem keine Entwicklung entwachsen kann. In den vielfältigen, einander hundertmal widersprechenden Solls und Normen, die infolgedessen von je und je über uns Menschen gestellt worden sind, — nicht etwa nur in der sogenannten Kulturwelt, bei den »natürlichsten Wilden« vielleicht am bis zur Unnatur härtesten, — spricht sich nur aus, wie die verschiedenen Geistestypen sich dazu stellen, sich damit abfinden. Mit der Kernfrage nämlich, inwiefern das menschliche »Sein« eins ist mit darin zu verarbeitendem »Soll«, — inwiefern es sich desorganisiert, zersetzt, wenn es sich nicht ausdrücken kann an selbstgegebenem Gesetz. Man kann an solche Fragen von recht verschiedenen Seiten antwortsuchend herantreten: eine davon kehrt sich uns zu bei Betrachtung der Symbolik, die aus der analen Erziehung übrig bleibt und übertragen Sinnbild wird. Der »Ekel«, als Wächter vor dem »Schmutz«, d. h. vor dem am falschen Platz Befindlichen, vor dem Abgeschiedenen, Auszumerzenden, wird zum Wahrzeichen eines Lebens, das — als menschliches, — innerhalb seiner selbst Tod und Leben noch einmal gegeneinander abzuheben hat.

II.

Auf dem letzten Kongreß der »Intern. ps. a. Verein.«, München, Herbst 1913 machte Freud in seinem Vortrag über »die Dispo-

als sie ist, nämlich als eine Art von katastrophaler Naturfolge, die nicht Menschen erst erdachten; anderseits aber hindert das Schuldbewußtsein noch gar nicht, sich der betreffenden Untat als einer Heldentat zu rühmen: gerade weil sie kühn solche Rache Himmels und der Erden herausfordert. Und der um solcher drohenden Straffolge willen vorsichtig Gemiedene wird unter Umständen voller Ehrfurcht gemieden. Erst mit dem Christentum kehrt diese Auffassung sich um: denn da trotz der gewährleisteten Erlösung die menschliche Natur dieselbe bleibt, so ist nunmehr ihre Schuld mit Schmutz, mit dem absolut Verworfenen gleichgesetzt. Blickt man aber von dem »Erlösertod des Sohnes für den Vater« rückwärts, so trifft man noch auf die Vorgänge, die Freud in seinem Totem und Tabubuch zum »Vatermord« so außerordentlich überzeugend geschildert hat: die großen Feiern für den Vater und dann Vatergott, die ebensowohl einem Trauer- wie Freudenausbruch dienen — wie auch noch der heutige »tragische Held« der gleichzeitig Schuldige und Bewunderte, Erhabene und Liebenswerte ist.

sition zur Zwangsneurose« die Bemerkung (in die betreffende Publikation, »Zeitschr.« II. 6 ist sie leider nicht eingegangen), daß die Tiere mit geregelter Brunstzeit den größten Teil des Jahres gewissermaßen als Analerotiker und Sadisten herumlaufen. In der Tat ist es für das Tier charakteristisch, wie durchaus anal und genital Gerichtetes bei ihm miteinandergeht, obschon auch außerhalb unserer Domestikation, von Seinesgleichen nicht ganz unerzogen gelassen, auch in der Analsphäre nicht, wertet es doch die Ausscheidungen seiner Genossen in beiden Fällen gleichartig und erweist mit deren Beschnüffelung nebst der Hinzugabe eigener Exkremente eine nicht ohne Zeremonie vollzogene Liebe und Ehre. Möglicherweise ist bei primitiven Völkern etwas Analoges zu beobachten, insofern bei ihnen die Sexualität einerseits »animalischer« freigegeben erscheint als in unseren Kulturzonen, anderseits aber — wie die Handlungsfreiheit überhaupt, — unter eine um so feierlichere Starrheit von Gebräuchen gebannt erscheint: beinahe als ob die physiologischen Regelungen und Schranken des Trieblebens sich noch unmittelbar in menschliche Bindungen übersetzten. Wo auch dies sich schon lockert, wo der Geschlechtstrieb gewissermaßen nur noch an seiner eigenen Entwicklungskraft Halt und Norm findet, da erst wird die genitale Sexualität sich von der analen schärfer scheiden, wird sich mit ihr nur einlassen, wenn sie durch irgend eine Störung, krankhafte Hemmung auf frühe Stufen zurücksinkt, regrediert. Tatsächlich ist ja zwischen Anal- und Genitalvorgängen — nicht etwa nur am Beginn, ehe sie sich voll entwickelt haben, sondern gerade im Stadium der geschlechtlichen Reife, — so viel Verwandtes, daß man finden kann, die Regressionen der Analerotiker seien reichlich somatisch unterstützt. Nicht umsonst bleibt der Genitalapparat der Kloake so nahe lokal verbunden (beim Weibe ihr sozusagen nur abgemietet) — auch in der primitiven Technik des Auftretens gleichen einander die periodischen Schübe und Antriebe durchaus. Wie der Analdrang in seiner ursprünglichen Unbeherrschtheit schon, so tritt auch der genitale als unwillkürlicher Ich-Überwältiger auf; ist er auch, besonders gut beim Manne, in die Aggressivität von dessen Absichten, von dessen erobernden Ichtendenzen, eingeordnet, so arbeitet er doch diesen Tendenzen dennoch, ganz auf eigene Rechnung, entgegen, indem er zugleich ich-lösend, das Selbst und Bewußtsein lähmend, wirkt, und gerade wie beim analen Erziehungswerk der Kampf zwischen Trieb und Enthaltung die Anallust erst weckte, so bringen diese Kämpfe und Spannungen zwischen dem Ich und seinem Trieb diesen auch hier erst zu seinem vollen Erlebnis. Die Zeugungsstoffe sind, ihrem äußeren Ansehen nach, möglichst wenig unterschieden von mannigfachen Abscheidungsstoffen, die lebendigsten Sekrete von toten Exkreten: die beiden gewaltigen Gegensätze, in denen alles beschlossen liegt, Spende und Auswurf, Zukunft und Vergänglichkeit, stoßen beinahe unmerklich aneinander. In eben dem Maße als die Sexualität ihre Entwicklung

vollendet, während welcher sie noch den ganzen Körper umfing und überall in einfacher Organlust ihre Stätte bereitet fand, steigt sie immer tiefer zurück in jene dunkelste Leibestiefe, wo ihr endlich allein noch Raum und Zuflucht für ihre Kostbarkeiten verbleibt: Tür an Tür gleichsam, mit der Rumpelkammer des Unbrauchbargewordenen, Verworfenen, des Körperabfalls.

Aber wie in dieser Zurückziehung auf das Unscheinbarste, Ungegliedertste im großen Leibesorganismus die Totalkraft all seiner Organe zeugerisch zusammengefaßt ist, so auch sammelt sich die Sexualität im genitalen Zentrum nur, um von ihm aus den ganzen Umkreis in Mitleidenschaft zu versetzen, in Besitz zu nehmen. Fand die Analerotik nach kaum begonnener Laufbahn sich in den Winkel gestellt, aufs Altenteil gesetzt, aus aller Weiterentwicklung fortgeschoben, so überrennt die genitale Sexualität statt dessen die auch ihr in den Weg geratenden Verbote als Anstachelungen zu ihrem Endziel, verarbeitet sie zu Luststeigerungen, wie die Anallust es ihr eine kurze Weile lang vorgemacht hatte. Wurde dem analen Bereich die Todesvertretung ansymbolisiert, so wird deshalb das genital Geschlechtliche zum Vertreter des Lebens: an Stelle des Auswurfsstoffs der Überschuß, der noch über das Individuum hinaus sich ins Dasein schleudern muß. Darum erscheint als der charakteristischste Ausdruck dafür, daß, während die Anallust eng zusammengefaßt bleibt um den Autoerotismus, die reife Geschlechtlichkeit nach dem Organismus des Partners verlangt, während der Analtrieb im Protest gegen die Umwelt sich genießerische Absonderung ertrotzt, dem genitalen der Genuß selber sich erst voll erschließt in der durchbrochenen Sonderung, und der Trieb sich auszugeben, zu schaffen, sich erfüllt in der partnerischen Umarmung. Insofern ließe »anal« und »genital« gerichtete Erotik sich erschöpfend am Merkmal des Partnerischen kennzeichnen, fänden nicht Übergänge und Zwischenspiele statt: einmal genital gerichtete Autoerotik ⟨einsame Masturbation ohne begleitende Partnerphantasien⟩, sodann Zärtlichkeiten, mit analen Mitteln ausgedrückt, ⟨etwa des Kindes gegenüber Pflegepersonen⟩[1]. Innerhalb des Bereiches der genitalen Sexualität aber verdeutlicht das Moment des Partnerischen allerdings am klarsten, wodurch die reife Geschlechtlichkeit der alten Sexualverpönung ganz anders Herr wird als die Analerotik es vermochte. Scham und Ekel sind ja auch ihr beigesellt nicht nur, sondern verstärken und betonen sich als ihre Begleiter unter Umständen noch, und zwar gerade um des Partners willen. Ist schon beim analen Vorgang die Anwesenheit eines Zweiten das eigentlich Schamweckende, trotzdem das Kind

[1] Sehr richtig bemerkt Hans Blüher ⟨Zentralbl. IV. Heft 1/2, Studien über den perversen Charakter⟩, daß man genauer als geschieht, unterscheiden müsse zwischen Analerotik und Defäkalerotik, je nachdem ob partnerische Berührung der betreffenden Organe die Lust verursache, oder ob diese auf die Defäkationsprodukte und die sie entleerenden Prozesse geht. — Hier steht »Analerotik« noch in der bisher üblichen Weise als Bezeichnung für beides.

schon so früh sich anal zu betätigen lernt ohne den verpönten Lustbezug, fast nur noch pflichtgemäß, — um wieviel mehr müssen Scham und Ekel wiedereinsetzen da, wo der Lustgewinn sich wieder meldet: und noch dazu unter ausdrücklicher Bedingung eines sich mitbeteiligenden Partners, und endlich sogar bezogen auf gerade die mitverpönten Leibespartien an ihm. Doch ist freilich hiemit auch schon die neue Überwindungsmöglichkeit der Scham gegeben: nämlich des Partners Komplizenschaft, — in seiner Verwendung als Mitschuldiger sowohl als auch der, dem die Scham gilt. Zweifellos ist dies einer der Gründe, weshalb der ohne Glücksbeteiligung des Partners vollzogene, einseitig glücksempfundene Geschlechtsakt, auch nicht sonderlich Feinfühlige bedrücken, beschämen kann, sie ins Unrecht setzen, weil die Gegenwart des Zweiten so gar nicht als die des Dazugehörigen, dafür aber als die des Richters und des Opfers zugleich wirkt. Denn das Liebesobjekt steht in der Tat für dies alles: für die Sexualbefriedigung wie auch für ihre Beurteilung und Kontrolle und eventuelle Abwehr von seiten des Bewußtseins; im Partner spiegelt sich die ganze Simplizität des Grundverfahrens, das jedesmal wieder zurückgreift auf die Unbekümmertheit eines Triebs, der gewissermaßen gegen unsere Individualisierung gerichtet ist und aus dem Organ der Urstoffe hervorbricht, — und im Partner wirkt sich auch aus die ganze Komplikation der Gemüts- und Ichbeteiligungen, die sich in diesen Prozeß mithineingezogen sehen. Dadurch kreuzt sich in ihm, dem Partner, die früheste Scham, von der wir wissen: die gegenüber unserer Leibesinkontinenz, — mit der letzten Intimität die Menschen teilen können: der unserer Ichhingabe.

Weil der Genitalrausch so auf alles übergreift, weil auch unser Ich von ihm mitergriffen wird, deshalb geht auch die Schamreaktion, die alte Analverpönung, längs der, sozusagen, wir uns zu Ichs entwickelten und die wir immer bewußter betätigten, bis ganz zutiefst in das Liebeserlebnis ein. Ja, noch der Umarmung der Geschlechter, noch der vollen normalen Trunkenheit der letzten Besitznahme kann sie sich einmengen, sei es als ein verbitternder oder auch anfeuernder Tropfen (denn tüchtiger Erotik kommen Widerstände der Leidenschaftserhitzung zugute wie beim Hindernisrennen). Dann ist es, als sei »besitzen« über den Leib hinausgehend gemeint, als besäße man einander nicht so sehr *vermittels*, als eher noch *trotz* des Leibes, — der ja (auch unser eigener Leib für uns) nie vollkommen identisch wird mit der Gesamtperson, sondern stets auch noch als etwas *an ihr* erscheint, — stets noch zurückgleitet in etwas, das dem lebendigsten Durchgriff, dem totalsten Ineinander widersteht, für unser Gefühl als ein noch Unterschiedenes auf sich beharrt. Und der insofern ein wenig nachbehält von jenem frühen, vergessenen, analerotischen Sinn des Leiblichen, das wir dann abstoßen lernten als das Tote, als das Nicht-wir, als das Exkrement, — und vor dem wir, in solchem höchsten Liebesaugenblick vielleicht gerade, noch einmal dastehen, wie in irgend einer dunklen Erinnerung, als vor einem uns ent-

zogenen Stück Leben, — als vor »geliebter Leiche«. Denn auf dem sexuellen Höhepunkt spielt für unser bewußtseinsbetäubtes Verlangen nichts mehr eine Rolle als die möglichst unbehinderte Illusion gegenseitiger Durchdrungenheit, die Momentekstase des Geschlechtsaktes hebt den Andern gewissermaßen auf, und erst indem Liebende wieder »zu sich« kommen, wird ihnen der Partner — als ein wieder klein wenig distanzierter — deutlich als Jemand für sich und von selbständiger Lebendigkeit. Anstatt der gleichsam wütenden Identität mit ihm, die alles in sich komprimiert, löst sich dann diese rätselreiche Geheimchiffre der Einheit, in die einzelnen ausführlicheren Liebesbezogenheiten, in denen sie zwar nur noch indirekt umschrieben, aber dafür verständlicher artikuliert, zu Worte kommt. Diesem Verhalten (das wir ohne jede Ironie das »platonischere« nennen) bieten sich alle Sinne erotisch helfend an, um die absetzende Identität doch dafür um so bewußter zu machen. Doch bezeichnenderweise gelingt es vielleicht nur dem einen unserer Sinne, an die tiefsten und dunkelsten Vergangenheiten unfaßlicher Einswerdung leise zu rühren: das ist der Geruchssinn, als der animalischste, d. h. von menschlicher Differenzierung am stiefmütterlichsten behandelte, eigentlich an ihr ganz rückgebildete. Auf dem Boden der Anallust zu seiner erotischen Bedeutung erwachsend, hat er später weit mehr im Dienst ihrer Gegenbedeutung zu tun, — als Ekelvertreter, seiner positiven Seite nach jedoch bleibt er gleichsam eine letzte uns umwitternde Erinnerung jener allerprimärsten Welt- und Icheinheit, die sich analerotisch darstellte und die, ihrer groben Stofflichkeit enthoben, doch noch durch unser ganzes Leben alles, was uns reizt, was uns lieb wird, umschwebt wie dessen letzte Ursanktion.

Unsere übrigen Sinne haben sich erogene Zonen ausgewählt, die sie von Anfang an gesellschaftsfähiger und wohlgesitteter lokalisierten: sie verblieben in Gebieten der körperlichen Entwicklung für den Ichdienst, und sind damit einigermaßen Bürger zweier Länder geworden. Aus Lebenszeiten, wo im infantilen Organismus allzu genaue Grenzregulierungen zwischen Geschlechts- oder Ichoberhoheit noch nicht statthatten, wurden diese Doppelexistenzen in aller Friedlichkeit zugleich sexuell wie ichhaft beheimatet, — wodurch ihre unklaren Rechtsverhältnisse auch zu den Zwietrachten und Verwirrungen Anlaß geben, die unter dem Namen der Neurosen gehen und ihnen einen bösen Leumund geschaffen haben. Von dorther ist, was sich Sexuelles an ihnen begibt, verdächtig des Naturverkehrten, Perversen, das sich widerrechtlich auf den Thron setzen will, obgleich es in Wahrheit nur zwischen zwei Stühlen sitzt. Darüber vergißt man leicht, wie außerordentlich viel Erfreuliches im Normalfall die oft ichmäßig hochgebildeten, aber sexualkindlich gebliebenen Partialtriebe zu leisten pflegen. Wenn aus dem Zentrum der geschlechtlichen Reife der Ruf an sie ergeht, kommen diese halb Exilierten, ob auch über die Körperoberfläche verstreut, in Miterregung, und stimmen ein in das Hohelied der Liebe, als

Kinder desselben Hauses sammeln sie sich um das gemeinsame Fest und tragen dessen Rausch bis in die fernsten und obersten Ichbezirke. Sie beseelen einerseits das Sexualerlebnis dadurch, daß sie so langen Anschluß hatten an außersexuale, individualisierte Einzelbetätigungen, und daß noch jede Zärtlichkeit von Hand oder Mund oder Blick davon mitgeprägt ist. Aber anderseits wird in ihnen ja die Kindheit des geschlechtlichen Erlebens selber lebendig, dem sich ehemals noch an jedem Punkt das Ganze vollzog, das noch nicht zurückgedrängt war aus den spezialisierten Organen in sein Sondergebiet; dies verleiht den peripheren Liebkosungen noch mitten im reifen Liebesvollzug ihre eigentümlichen Erinnerungsgewalten, als entstiege unbegreiflich Holdes der Vorläufigkeit ihrer Gegenwart. Zugleich infantil-primitiver geblieben und auch durchgeisteter, — hinter dem Sexualziel zurückgeblieben, und doch noch darüber hinausweisend als Ausdrucksmittel individuellerer Verbundenheit, umzeichnen sie in sich etwas wie ein verkleinertes Abbild des vollständigen Liebesverlaufs. Denn diesem zugehörig ist ja nicht nur, daß das bisherige Partialgetriebe durch die genitale Zentralisierung abgelöst wurde, sondern daß sie immer wieder darauf übergreift und dadurch sich des Ichinteresses mitbemächtigt. Man erwähnt solche seelisch anmutenderen Liebeszutaten ungenau manchmal als »Sublimierungen«: aber einer gar zu »unsublimierten« Libido fehlt es weniger an Sublimation als an Libido, so sehr drückt sie in ihnen doch nur ihr Wesen der Gesamtergriffenheit aus. Dadurch gerade unterscheidet sich das geschlechtliche Erleben von den Bedürfniserledigungen unserer spezialisierten Einzelorgane (etwa der vom Selbsterhaltungstrieb in Beschlag genommenen Ernährungsorgane), an denen ein Allgemeinrausch sofort als krankhaft verdächtig, — und zwar als der Verschränkung mit dem Sexualtrieb verdächtig, — werden müßte. Wo hingegen der Sexualtrieb seinerseits ein Zuwenig hievon merken läßt, sich auf eine sehr spezielle Sondererregung beschränkt, die Person des Partners persönlich kaum mitmeint, da wiederholt er im Grunde nur ein Analogon zum analen Vorgang. Insofern die geschlechtliche Vermählung wiedereinsetzt beim Einfachsten und Anfänglichsten, dem Zusammenschluß von Ei und Samen, und hinter diesem Geschehnis sich persönlich undurchsichtig vollzieht, sagt sie darüber Deutliches nur gleichnisweise aus oder durch das Drum und Dran der Partialbetätigungen um sie. Fehlt es, dann kann man mit ähnlichem Recht von einer rückständigen, bruchstückhaften Sexualerledigung reden wie beim Neurotiker, bei dem ihr Ablauf irgendwo in seiner Einheitlichkeit zerspaltet ist. Erscheint es auch in solchem dürftigen Normalfall nicht krankhaft, weil es der Oberfläche des praktischen Lebens ohne Störung eingeordnet bleibt, so bedeutet es doch Verzichte auf das natürliche Vollglück, die einer Verkrüppelung gleichkommen.

Interessant ist es nun, und erst dies erhebt die Tatsache zum eigentlichen Problem, daß keineswegs die stumpfsten, alltäglichsten

unter den Menschen es sind, von denen solche Krüpplichkeit gilt, daß sie im Gegenteil überraschend oft auf die besonders hochragenden zutrifft. Und nicht einmal nur im Sinn primitiver Roheit im Geschlechtsverkehr oder Geschlechtsgeschmack, auch noch tieferhin als tatsächliche Entwicklungshemmung, die das Geschlechtliche auf infantile Formen zurückpreßt. Wie ein im übrigen durchschnittlicher Mensch im Sexuellen es zu feiner Harmonie bringen kann, so kann ein höher gearteter Wuchs an dieser Stelle sein mangelndes Ebenmaß haben, sein Verzwergtes. Beinahe ist es sogar, als habe irgend eine kleine Unzulänglichkeit der Gesamtentwicklung die seelischen Kosten aufzubringen für allzu überheblichen Anspruch des Geistes, möglichst wenig Körper zu sein. In solchem Fall handelt es sich um die im echten Wortsinn »Sublimierenden«, d. h. die ganze Fruchtbarkeit ihrer Wärme auf asexuale Ziele lenkenden (wozu auch noch der Begriff der Menschenliebe, wenn begrifflich statt personal gemeint, hinzugehört). Vom Kern des Personalen — und als solchem stets noch leibhaft erotisch Beeinflußten, — zu weit losgerissen, lassen sie das Wurzelstück ihrer Geschlechtlichkeit in einer Tiefe zurück, aus deren sonnenabgesperrter Unbewußtheit es nirgends zu bejahender Ichfreude heraufblühen kann, niemals Erd- und Lichtkraft in sich einen. Dadurch fußt wiederum ihr Ichbewußtsein auf einem so knappen Fußbreit von »Irdischem«, wie zwischen Abstürzen auf steiler Bergspitze, von wo nur ein Schwindelanfall sie zurückholen zu können scheint zur Wirklichkeit unter ihnen, — Schwindel, als der geheime Zug zum Fall wider Willen. Sicher ist ja in dem, was schöpferischer Geist werkhaft vermittelt, eine Fülle Erotik lebendig geworden, jeden bereichernd, der dieses Werk wahrhaft aufnimmt. Allein, was dem Werke zugute kam, diese rätselreichen Umsetzungen menschlicher Blutwärme in Geistesgestalt, das wird dem Schöpfer selber zu einer Entlastung von Drängendem nicht bloß, sondern zu selbstverschwenderischer Verausgabung, die ihn um den einheitlichen Anschluß an sein eigenes Grundwesen bringen kann. Es geht kein Weg von »Sublimation« zu »Sublimation«, so wenig wie von Gipfel zu Gipfel, ohne den irdischen Umweg über die zwischengelegenen Untiefen zu nehmen.

Ja, möglicherweise sind solche sogenannte »niederste«, d. h. untergründigste Triebkräfte überhaupt bei den Veranlagungen zu schöpferischer Geistigkeit in verstärkter Bewegung, — sind höchste »Sublimationen« durchaus Eruptionen aus solchen entsprechend tiefen Tiefen. Möglicherweise haben, wie nach Freud die psychischen Erkrankungen je nach ihrer Schwere, so auch die psychischen Steigerungen und deren Vollgelingen bis ans Schöpfertum heran, ihre Vorbedingungen in um so »niederern« Wesensschichten. Wo der allmähliche Übergang vom Infantilsexuellen zum Reifeerlebnis gehemmt oder ungenügend vollzogen ist, nur da geschieht vielleicht, im glücklichen Fall, der Sprung in den Geist (anstatt des Umkippens ins Krankhafte). Ist doch alles »Schaffen«, sei es denkerischer,

künstlerischer, handelnder Art, oder wie es sonst sich kundtun mag, ebenfalls nur eine Methode, die Objektwelt mit dem — ihr durch seine Ichentwicklung gegenübergestellten — Subjekt wieder in eins zu umgreifen, sich ihr zu vermählen; nur ist es eine andersgerichtete Methode als die, der sich das verwirklicht durch den auf den Nebenmenschen konzentrierten Zeugungstrieb (im engsten bis weitesten Sinn). Daß diese andere Methode einsetzen muß bereits vor eingenommener Richtung ins Partnerische, und daß sie also ganz zu unterst, vom Quellpunkt des Sexuellen, auszugehen hat, ist damit schon von selbst gegeben. Und gerade weil hier die Libido noch so individuell unverbraucht, unabgedämmt ist, vermag sie vielleicht, als Triebkraft in den Werken des Geistes, über das individuelle Geschöpf hinaus Allgültigerem zum Ausdruck zu verhelfen. Stecken doch, dem Keime nach, in ihren frühesten Formen nicht minder reiche Möglichkeiten, als in den späteren dann zutage treten, — ob auch diese früheren sich, je weiter zurück desto mehr, sexuell oder sozial unverwendbarer kundtun. Werden solche Äußerungsweisen darum von der Verpönung betroffen und gehen darauf nicht in die übliche Entwicklung über, so kann deshalb wohl dabei Kraft frei werden nach einer neuen Betätigungsrichtung. Denn sie hatten in ihrer primitiven Art, in ihrer später beanstandeten Rückständigkeit der Form, doch den ursprünglichen Sinn der Subjekt-Objekteinheit, der Ich- und Weltganzheit ebenfalls in sich, der nun irgendwie, irgendwo sich wieder durchsetzen muß (wenn nicht eine krankhafte Fixierung das bei bloßer Symptomenbildung bewenden läßt). Was an ihm verpönt, verdrängt wurde, als zu infantil-subjektiv geblieben, als zu wenig entgegengegangen dem darin mitzuumfassenden Objekt, das wird in der Geistesaufarbeitung dafür gewissermaßen übersubjektiv ergänzt, indem, über die engste Daseinsfürsorge hinaus, ein leidenschaftliches Interesse auf umfassendere Zusammenhänge des Denkens, Gestaltens, Tuns zugeht. Überall, wo Objekte idealisiert, Triebe sublimiert werden, liegt etwas verscharrt, ist etwas grabähnlich abgeschieden, verdrängt; überall da ist aber auch mehr als nur dies an der Sache dran gewesen, und dies Mehr unterscheidet sich dann so besonders gegensätzlich davon, so prinzipiell entirdischt, wie etwa vom Grab die Auferstehung, die ja auch nie richtig eine der Leiber sein will.

So sind nach Freuds Auffassung, wenn ich sie mir recht deute, verpönteste und werthöchste Kräfte naturnotwendig aufeinander angewiesen, letztlich wurzeleins, nahe beisammen gerade in ihrer Unterscheidung, und gegenseitig sich tragend. Während sie auseinanderzufahren scheinen in un- und übermenschlich, bergen insgeheim, ewigfließend, Anfang und Ende sich in undurchbrechlicher Kreislinie.

Auch dem, was aus solcher Gemeinsamkeit zu fallen scheint, — dem im Sexualleben gleichsam Aschenbrödels Rolle zufällt zwischen ihren angeseheneren, des Hauses Würde und Glanz ver-

tretenden Schwestern, — auch dem kommt unter Umständen die hohe Stunde, die es in goldener Feenkutsche in das noch glanzvollere, noch gewürdigtere Reich entführt, wo ihm die Krone vorbehalten ist.

III[1].

Wenn die vorerwähnte einheitliche Sexualfassung Freuds bei seinen ehemaligen Anhängern C. G. Jung wie auch A. Adler wieder in Verlust gerät, so geschieht das offenbar gerade deshalb, weil beide diese empirisch gewonnene Einheitlichkeit noch übertrumpfen wollen und dafür zuviel auf die philosophische Karte setzen.

Freuds Aufdeckung ein und desselben Sexualvorganges in den verschiedenartigsten Wesensäußerungen wirkt doch eben dadurch so klärend, daß sie ermöglicht, Libidotendenzen von solchen der Ichentwicklung einheitlich abzugrenzen, um ihre gegenseitigen Verschränkungen und Kreuzungen, im Gesunden wie Kranken, zu entwirren. Welche philosophischen Beweggründe Jung nun gehabt haben mag, statt dessen beides dem neu definierten Libidobegriff zu subsumieren, muß hier auf sich beruhen bleiben; eine Folge davon wird hingegen sofort bemerkenswert: nämlich daß in dem Maße, als die terminologische Uniformierung durchgeführt wird, Jungs eigene Urteilsweise über die verschiedenen Libidophasen (in welche Sexual- und Ichäußerungen sich nunmehr aufteilen) um so dualistischer wieder auseinanderklafft. Wo bei Freud, als Grenze unseres praktischen Erfahrungsbereiches, ein Zweierlei ruhig bestehen bleibt, aus dessen Aufeinanderbezogenheit uns das psychische Erleben deutbar wird, da passiert es Jung, den mit allzu hastiger Begrifflichkeit verjagten Dualismus ganz unbehelligt zur Hintertür wieder herein lassen zu müssen. Mir gefällt es gut, daß Jung dies widerfährt und er ihm nicht mit den Phrasen des landläufigen Monismus den Eintritt wehren kann. Tatsächlich aber macht Jung damit Gemeinschaft mit der alten Sexualtheorie der Verpönung, bringt seine allzuviel vermögende Libido in Verlegenheit vor ihrem eigenen »Erdenrest, zu tragen peinlich«, und muß zusehen, wie er sich dessen am besten wieder entledigt. Scheinbar zwar umwirbt ja Jungs Libidobegriff die Sexualität förmlich; breitet er doch auch noch das, von Freud ihr nicht zugeordnete, Ichgebiet vor ihr aus: »all dies sei dein, wenn du dich meinem Namen verschreibst!« Doch nur, um nach kaum geschlossenem Pakt sie zu köpfen oder richtiger: ihr den Bauch aufzuschlitzen. Denn damit sie auch durch das neue Gebiet hindurchlange, muß sie zuvor nach hinten wie nach vorn

[1] In keiner Weise gehe ich hier drauf ein, was die Werke von A. Adler (diese auf außerpsychoanalytischem Gebiet) und C. G. Jung mir gewesen sind, sondern nur auf den Punkt ihrer Unterschiedenheit vom Freudschen Libidobegriff. Mir scheint, daß erst wenn das Unterscheidende scharf und ohne Vermischung anerkannt wird, das Übereinstimmende sich klar herausstellen kann.

dermaßen »entsexualisiert« werden, daß ihr kaum in der Mitte einige Konsistenz verbleibt, und ausgerechnet an diesem Stück verfällt sie dann dem moralischen Harakiri.

Aus Jungs älteren Arbeiten begreift man ja gut, wie seine große Einsicht (eine der ergreifendsten aus diesem ganzen Gebiet): die an Paraphrenikern ihm aufgegangene Zurückführung von pathologischem auf archaisches Denken, — ihn zu immer weiteren Zugeständnissen verführt hat an den Vergangenheitscharakter alles Triebhaften, an den Zukunftscharakter alles Logisierten, zweckhaft Gerichteten. Bis endlich die affektive Unmittelbarkeit schon als solche zu einem bloßen Restbestand der sich ihr immer höher entwindenden Menschheit gehört, — fast nur noch von Symbolwert für die »progressive Potenz subliminaler Kombinationen«. Wieso die, ja alleinige, allesbedeutende Libido sich sollte vom eigenen Schwanz emporwärts auffressen können, um in so tödlich triumphierender Kulturlinie zu Ende zu kreisen, bleibt dabei ein Geheimnis, auf das schon öfters hingewiesen wurde. Doch kann man sich des Eindrucks schwer erwehren, daß diese Ausnützung der Evolutionstheorie (die schon ohnehin genug auf dem philosophischen Kerbholz hat!) ins antisexual Moralistische hinein zurückgeht auf jene Ineinssetzung des Sexuellen mit dem Schmutzigen, seiner Verknotung mit dem ursprünglich Analen, die aufzulösen gerade Aufgabe der Psychoanalyse ist. Würde an dieser Stelle nicht, nach altem Muster, doch wieder »verdrängt«, dann müßte sich klarstellen, daß das, was hier als Sexualität im engeren Sinn gefaßt und gehaßt wird, nur ein von der Analität ihr überkommenes, ein sinnbildlich, gleichnisweise weiterzuverwendendes Odium sei, während umgekehrt demjenigen, was sich für Jung symbolhaft verflüchtigt, eine Positivität zukommt, die durch alle Entwicklungsformen hindurchreicht und auch noch den kulturellsten »Progressionen« ihre Triebkraft leiht. Weil für Jung das Wesen der Sexualität von vornherein außerhalb ihrer selber liegt, übersieht er einfach den Punkt, wo bei Freud seinerseits — wenn man es so nennen will — der »ethische« Akzent einsetzt: nämlich in der befreienden Überwindung eben jener Widerstände, die der Einsicht ins eigene Sexualwesen wehren und es in den alten Verwechslungen festhalten — was durchaus den »finalen« Sinn abgibt für Freuds »regressiv« verfahrende Behandlungsmethode. Dank diesem Umstand ist jeder beigefügte moralistische, pädagogische, religiös stimulierende oder sonstige Nebensinn dabei nur vom Übel[1]: um so bedingungsloser vorausgesetzt aber das Zurück-

---

[1] Beinahe möchte man Jung nur mit Jung selber antworten: »Unser Ziel ist einzig und allein die wissenschaftliche Erkenntnis — — — Sollten dabei Religion und Moral in Stücke gehen, um so schlimmer für sie, wenn sie nicht mehr Haltbarkeit besitzen. — — — Das ungeheure Führungsbedürfnis der Masse wird allerdings viele dazu zwingen, den Standpunkt des Psychoanalytikers aufzugeben und mit »Verschreiben« anzufangen. Der eine wird Moral, der andere »Ausleben« verschreiben. Beide dienen der Masse und gehorchen den Strömungen,

gehen in das jedesmalige individualpsychologische Geschehen bis in dessen letzterforschbare Tiefenschichten, — die damit nicht dünner und wesenloser sich versymbolisieren, sondern nur um so wesentlicher des bewußten Erlebens Fülle ermöglichen sollen. Ich denke nun, daß für Jung anstatt dessen eine Wendung in etwas gewaltsam Sublimierendes nicht gut umgangen werden kann, da doch nur noch sie ein Wiedereingehen ins Ontogenetische erlaubt, nachdem ihm alles Triebwirksame in die Allgemeinheiten des Symbolischen zu zerflattern droht: dem bloß noch als »archaïsch« Bewerteten des Vergangenen wird ein Vorahnen des Zukunfstvollen, eine prophetische Tendenz beigegeben, die dem einzelnen eine goldene Brücke baut aus seiner Menschlichkeit ins Übermenschheitliche[1]. Nach beiden hier erwähnten Seiten aber scheinen mir in Jungs Ideen (falls ich sie nicht ganz falsch verstanden habe, was auch sehr gut möglich ist) sich Richtungen zu wiederholen, die bis zu gewissem Grade im Beginn der Freudschen Bewegung eingeschlagen wurden, die sie aber, je länger desto mehr, hinter sich ließ. Ich rechne dazu erstens eine Überbetonung der Evolutionstheorie in deren philosophischem Monismus, und zweitens ein Vorwiegen rationalistischer Einstellung: beides entsprach mancher Mitarbeiterschaft an der Freudschen Sache, mußte aber bald überholt werden von Freuds zartem Gewissen aller Tatsächlichkeit gegenüber, — auch der widersprechendsten, auch der unscheinbarsten, auch der unbequemsten noch, bis sich ein Reichtum vor seinem Blick ausbreitete, der es verbot, irgend ein Ding künstlich bereichern zu wollen.

A. Adler, der Jung so vieles vorweggenommen hat, begeht nicht den Jungschen Fehler, in seiner Psychologie den Individualfall zu unterschätzen, geht aber diesen andern Weg zu weit. Wenn er die Tiefe des Psychischen nicht preisgibt an die Breite historischer (oder prähistorischer) Genese und Perspektive, so verschüttet er sie sich doch dadurch, daß er den einzelnen allzu vereinzelt, d. h. als Bewußtseinsgeschöpf, nicht genügend als das unterbewußter Zusammenhänge nimmt. Anstatt des Jungschen asketischen Optimismus gerät Adler damit in eine Art von ironischem Pessimismus: anstatt der bemoralisierten Substanzialität der ursprünglichen Libido hebt

---

welche die Masse umtreiben. Die Wissenschaft steht darüber und leiht die Macht ihrer Waffen dem Christen sowohl wie dem Antichristen. Wissenschaft ist bekanntlich nicht konfessionell.« (1910, Jahrb. II. 1. Randbemerkungen zu dem Buch von Wittels: »Die sexuelle Not.« S. 314/315.)

[1] Mir kommt es vor, als sei auf Jungs Denkweise von verhängnisvollem Einfluß gewesen, daß er von vornherein (schon in seinen frühen Arbeiten) das »Ich« als »Komplex unter Komplexen« behandelt, — gleichsam nur als den im Normalfall autonomsten unter diesen von ihm benannten Triebverbündelungen, — anstatt es als Formprinzip von den jeweiligen Komplexinhalten zu unterscheiden. Dadurch verwischt sich ihm die besondere Aufeinanderbezogenheit von Triebinhalt und Ichstelle: und ohneweiters können, immer auf gleicher Ebene sozusagen, und ohne jede Gegenüberstellung, Triebe »der Selbsterhaltung« sich sexualisieren und wieder entsexualisieren, einfach gedeckt durch den Libido-Namen.

er einfach diese selber auf, — worauf sie sich freilich nicht erst ethisch zu verklären braucht, nachdem sie sozusagen schon bei Lebzeiten ins gänzliche Nichts erklärt wurde. Die unklare Ineinanderbündelung von Gegensätzen bei Jung macht hier einem allzu klareinseitigen Schematismus Platz. Der Mensch wird damit seine Libido scheinbar gründlich los, aber er wird von ihr doch ein wenig nach der Methode des Doktor Eisenbart kuriert, der die Lahmen sehend und die Blinden gehend machte: seine Sexualität wird ihm am unrechten Organ, wo sie nicht sitzt, exstirpiert. Erscheint bei Jung noch die normalste Sexualität atavistisch verdächtig, ethisch krank, energisch zu entstofflichen, so zeigen umgekehrt die Kranken bei Adler noch — nur etwas aufdringlicher als der Normale es zustande bringt — daß auch dessen Triebleben schon bloß Schein, Wahn, Fiktion, »Arrangement« ist. Ja im Grunde, wenn man es übertrieben ausdrücken will, ist »Neurose« nach Adler kaum etwas anderes als ein ungünstigerer Ablauf der Krankheit »Psyche« überhaupt. Man könnte scherzhaft behaupten, das gesundeste Gehirn nebst all dessen Fiktionsaushilfen, für die es nach Adler ja eigentlich da ist, würde dasjenige sein, welches nicht vorhanden zu sein braucht, die gesundeste Seele diejenige, die gar nicht benötigt wird: da die einzige Nötigung dazu lediglich im Somatischen, in dessen organischen Minderwertigkeiten, liegt. Man sieht: selbst der selige Materialismus verflossener Zeit, der das Psychische ohne viel Federlesen aus dem Physischen hervorholte, war dagegen harmlos gutherzig: geht es doch bei Adler ausdrücklich nur aus den Lücken und Schäden der Physis hervor, als die Negation einer Negation[1], — eine in der Luft hängende Spiegelung. Eben als »männlicher Protest« gegen diesen Ursprung aus dem Negativen, aus der Ohnmacht, nennt das Grundstreben des Psychischen sich Trieb zum »Oben sein«, »zur Macht«, — ja sogar da noch, wo solche gewaltsame Überkompensation nur auf dem Umweg listiger Demut, — »weiblicher Mittel«, »sekundärer Sicherungen«, scheinbarer Hingabe, — ihr Ziel nur indirekt erreicht. Man könnte nun wirklich die Ansicht vertreten, zum mindesten da mache sich ein Gegenwille geltend, nämlich die unterdrückte Libido räche sich da ihrerseits in der Dienermaske an ihrem Machtherrn. Doch abgesehen davon läßt schon diese totale Verleugnung ihrer Faktizität, diese Schrankenlosigkeit am Machttrieb, ihn selber genügend der Sexualisierung

[1] — die sich letztlich hinter erkenntnistheoretischen Erwägungen der »Relativität der Wahrheit« verbirgt, und mit Berufung auf das Werk »Als ob« des Kantianers Vaihinger das Wesen wahnhafter Fiktionen gleichsetzt dem der bei ihm erörterten theoretischen Hilfskonstruktionen. Obgleich Vaihinger Adlers Argumentation bejaht zu haben scheint, kann doch der prinzipielle Unterschied nicht übersehen werden zwischen dem bewußten Provisorium wissenschaftlicher Notbehelfe, die Vaihinger besonders sorgfältig aus jeder Wertung jenseits solcher Zwecke herauslöst, und der ungeheuren Überwertung unbewußt vollzogener Arrangements, die ja lediglich in dieser Überwertung und Unwillkürlichkeit ihren Existenzsinn haben.

verdächtig werden, und es ist förmlich, als habe Adler den trefflichen Terminus »Verschränkung« speziell für einen solchen Fall erfunden.

Daß die Neurose sich der Mängel und Minderwertigkeiten kompensatorisch bediene, findet sich bei Freud von früh an auf das stärkste betont, wie die Ausdrücke »Lustprämie«, »Lustgewinn« der Krankheit, »Flucht in die Krankheit« usw. erweisen, und schon in den »Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose« die Ausführung: »Was aber der Erfolg einer Krankheit ist, das lag in der Absicht derselben, die anscheinende Krankeitsfolge ist in Wirklichkeit die Ursache, das Motiv des Krankwerdens«, sowie ähnliches andernorts. Allein stets war es ihm ein Resultat erst eingetretener innerer oder äußerer Schäden oder Hemmungen, nicht aber das psychische Erleben an sich selbst zu definieren als dasjenige, was physische Mängel mit Profit bearbeitet. Vielmehr wächst dieses für ihn aus der Fülle heraus, aus dem Überschußgefühl, der Allmachtsvoraussetzung, — denen freilich Enttäuschung folgte, die in die realen Schranken verweist, aber auch das nicht notwendig durch Minderwertigkeitsbefürchtung: dazu gehört erst der soziale Vergleich. Deshalb liegt hier wohl der Punkt, wo Freud und Adler noch entschiedener auseinandergehalten werden müssen, als Freud und Jung: indem das Psychische bei Freud, weil positiv gefaßt, weil nicht indirekt vom Physischen her erschlossen und negativ begründet, sich seine eigene Methode vorbehält, — d. h. auf dem Recht besteht, an der Grenze der empirisch möglichen Erforschung das übrig bleibende dunkle X der Restprobleme hinter sich stehen zu lassen, anstatt es einem Fremdgebiet zu überlassen, daß es in seiner Besonderheit nicht aufnehmen, d. h. nicht erhellen, sondern nur aufheben kann. Daher ist hier auch zugleich der Punkt, wo Freud sich sein Forschungsgebiet reinlich und ausdrücklich sowohl von aller philosophischen Spekulation abgrenzt, als auch von Gebietsübergriffen der Biologie. Die Grenze, bis zu der es zu reichen, die es nicht zu überschreiten, doch aber zu wahren hat, wird am unmißverständlichsten hergestellt in dem von Freud in den letzten Jahren so bedeutsam herausgearbeiteten Narzißmusbegriff, — der übrigens meines Wissens bisher weder von Adler noch von Jung eigentlich zur Diskussion gebracht worden ist. Bedeutete anfänglich der von Freud (von P. Näcke und H. Ellis) übernommene »Narzissismus« terminus für Autoerotismus, lediglich eine, bei Freud nur genauer ausgebaute und eingefügte Stufe innerhalb des Aufstieges zur genitalen Sexualität, so wurde er ihm später noch in anderem Sinn wichtig: nämlich als dauernder Bestandteil durch alle einzelnen Entwicklungsstufen hindurch. Der Narzißmus als »keine Perversion, sondern die libidinöse Ergänzung zum Egoismus des Selbsterhaltungstriebes«, enthält »die Vorstellung einer ursprünglichen Libidobesetzung des Ichs, von der später an die Objekte abgegeben wird, die aber im Grunde genommen verbleibt und sich zu den Objektbesetzungen verhält wie der Körper eines Protoplasma-

tierchens zu den von ihm ausgeschickten Pseudopodien«, sagt Freud in seiner Schrift »Zur Einführung des Narzißmus« (S. 2 und 3) und weiter (S. 4) »folgen wir für die Unterscheidung der psychischen Energien, daß sie zunächst im Zustande des Narzißmus beisammen und für unsere grobe Analyse ununterscheidbar sind, und daß es erst mit der Objektbesetzung möglich wird, eine Sexualenergie, die Libido, von einer Energie der Ichtriebe zu unterscheiden.« Den gedrängten Reichtum dieser kurzen Schrift will ich hier nicht zerstücken; ergänzend nur noch einige Sätze aus der dritten, vermehrten Auflage der »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« anführen: »Wir bilden uns also die Vorstellung eines Libidoquantums, dessen psychische Vertretung wir die Ichlibido heißen, dessen Produktion, Vergrößerung oder Verminderung, Verteilung und Verschiebung uns die Erklärungsmöglichkeiten psychosexuellen Phänomene bieten soll.« (S. 78.) »Die Ichlibido heißen wir im Gegensatz zur Objektlibido auch narzistische Libido. Von der Psychoanalyse aus schauen wir wie über eine Grenze, deren Überschreitung uns nicht gestattet ist, in das Getriebe der narzistischen Libido hinein und bilden uns eine Vorstellung von dem Verhältnis der beiden. Die narzistische oder Ichlibido erscheint uns als das große Reservoir, aus welchem die Objektbesetzungen ausgeschickt und in welches sie wieder einbezogen werden, die narzistische Libidobesetzung des Ichs als der in der ersten Kindheit realisierte Urzustand, welcher durch die späteren Aussendungen der Libido nur verdeckt wird, im Grunde hinter denselben erhalten geblieben ist.« (S. 79.)

Von außen her geurteilt könnte es scheinen, als unterschiede sich die Libido in der Definition: »Ergänzung zum Egoismus«, nicht genügend prinzipiell von der, ihrem positiven Gehalt nach, aufgehobenen Sexualität, welcher das Ich bei Adler nach seinem Machtbelieben sich bedient. Oder zum mindesten: von hier aus besehen könnten sich, irrtümlicher- und mißverständlicherweise, Adlersche Aufstellungen ausnehmen wie ein Zukunftsbild Freudscher Konsequenzen, — etwa in dem Sinn, wie manche Jungsche Ansichten frühere Phasen des Freudismus übertreibend zu wiederholen scheinen. Einem solchen Überzielschießen wehrt haltgebend der Narzissmusbegriff am rechten Punkt: indem er auf die dunkle Fülle des noch ungeschiedenen Zusammenschlusses von Sexualtrieben und Ichtendenzen verweist anstatt auf ihre helle Zuspitzung zu einer Aktion des Ichbewußtseins. Dadurch wird ebenfalls das Mißverständnis verhindert, als bejahe es die Adlersche Auffassung von der Negativität des Psychischen, wenn Freud von jeher betonte, ihm gehe »Trieb« auf Beseitigung von Unlust, Mangel, Störung (»Wir haben in unserm seelischen Apparat ein Mittel erkannt, welchem die Bewältigung von Erregungen übertragen ist, die sonst peinlich empfunden oder pathogen wirksam würden.« Zur Einf. d. N. S. 11) und wenn die Erogenität eines Organs gleichgesetzt

wird mit einer Überempfindlichkeit, die eine »nämliche Einwirkung auf die Libidoverteilung haben kann, wie die materielle Erkrankung der Organe«. (S. 11.) Die Erogenität zwingt zur »libidinösen Objektbesetzung«, damit die subjektgerichtete Libido am eigenen Zuviel nicht erkranke, — nachdem erst Ich und Welt zu bewußten Gegenüberstellungen geworden sind, nicht mehr nur narzistisch ineinanderrinnen im Subjekt selbst. Aber was in dieser Objektbesetzung faktisch sich vollzieht, ist doch nur ein Versuch, etwas ähnliches wie den alten Zusammenschluß auf neuem Wege zu erreichen: Objektbesetzung ist insofern doch ein Mittel der Wiedervereinigung, wie das ursprüngliche Stadium einer Nocheinheit entsprach; in ihr wäre mithin nicht bloß, negativ, die Abfuhr eines bedrängenden Reizzustandes gegeben, sondern auch, positiv, ein Insichziehen, Einverleiben, »Introjizieren« der Welt. Was, physiologisch angesehen, als Schmerzspannung, belästigendes Zuviel, Beruhigungsverlangen, auftreten kann, das kann psychisch darin zugleich vertreten sein als Verlangen nach Durst und Sehnsucht (nach dem: »im Genuß verschmacht ich nach Begierde« in jedem Sinn). Daher doch wohl im Sexuellen so viel des Paradoxen, Widerspruchsvollen, weil es sich am Körperlichen ausdrücken muß, dessen Organsprache, eng in sich selbst beschlossen, diese Äußerungen nicht recht über unsere Vereinzelung hinweg zu artikulieren weiß, aber in unserer psychischen Organisation bleibt die Libido immer wieder gleich einem Spezialersatz der ursprünglich alles mit in sich einschließenden Fülle für das Einzelwesen. Gewiß ist ja mit Freud »Trieb« als solcher anzusetzen gleich Agression, und nur hinsichtlich seines Zieles von aktiv oder passiv zu reden. Doch was vom passivmachenden Ziel beeinflußt ist, muß darum noch nicht notwendig bloße Reaktionsbildung auf die zu unterdrückende Aktivität sein, es könnte unter Umständen zuständlich darin etwas wiederaufleben, und zwar von jener Verfassung die ursprünglich-narzistisch das Aktive und Passive ungetrennt ineinanderhielt und immer wieder hält. Was sich »passiv« ausnimmt, tut das dann ja nur vom Gesichtspunkt des inzwischen entwickelten Ichs aus, — ihm nur erscheint es lediglich reaktiv, negativ, bedingt, weil in der positiven Bedeutung an der darüber gebreiteten Ichform gleichsam unsichtbar werdend; dennoch bleibt es die Ergänzung zu dem, worin dem uranfänglichen Dasein beide Seiten sich in eins zusammenschließen. Fortdauernd wirkt ja, auch im aktivsten Bemächtigungsstreben, der Sexualtrieb objekthingegeben, ich-lösend, bewußtseinsüberwältigend, ohne sich daran zu schwächen. Könnte nicht sogar die von Freud stark betonte »Sexualüberschätzung« des Mannes, die ihn Freud zum »Anlehnungstypus« werden läßt (»Z. Einf. d. N.« S. 13) als ein solches Ergänzungsprodukt aufzufassen sein, indem gerade an der Agression der männlichen Libidoart, am Werbegriff nach außen, die Selbstliebe verarmt und durch die Gegenliebe ihren Narzißmus wieder auffüllen muß? Und wäre es nicht dasselbe beim Weibe, dem Freud

den sichselbstgenügenderen Narzißmus, in passiverem Geschehen=lassen, zuspricht: denn aus dieser sexuellen Passivität ergibt sich zugleich die total ichfremde Unterordnung als das Beglückende.

Sicherlich sollte das ganze zugehörige Thema überhaupt nicht erst angerührt werden, wenn doch nur in so oberflächlicher Mit=erwähnung, wie ich es hier tue. Auch bleibe ich mir bewußt, daß ich damit anstatt sachlicher Feststellungen längst in eigenwillige Interpretationen Freudscher Theorie hineingeraten bin. Das geschieht jedoch, weil mir immer wieder vorkommen will, als ob im Verhält=nis zu den Aktionsweisen der Ichtendenz (dieser für Adler einzigen in uns) die Integrität der Libido nur gewahrt sei dann, wenn sie, auch noch dem Ich entgegen, sich noch wesentlich, nicht bloß schein=haft, positiv betätigen kann. Droht ihrem von Freud einheitlich aufgespürten Sonderwesen durch Jung eine es neu entzweiende Wesensverurteilung, so bedrohen Urteilsweisen gleich den Adler=schen sie mit Totschlag: der nur deshalb an ihr vorbeitrifft, weil sie letztlich schon geborgen ist hinter den erst aufkommenden Ichintentionen, — d. h. schon da, wo diese selber von ihr noch empirisch nicht unterscheidbar sind. Ist mir auch durch Freuds Narzißmusbegriff dies erst klar geworden, so glaube ich diesen dafür doch nicht zu mißbrauchen über die von ihm noch gerade angedeutete psychische Tatsächlichkeit hinaus. Auch mir bleibt er dort stehen, als die von Freud gewonnene Grenzregulierung des psychoanalytischen Gebietes, das einerseits dem Übertreten ins Biologische, anderseits in die philosophische Spekulation, gleicher=weise wehren soll. Der Unterschied für mich liegt vielleicht nur darin, daß es mir kein kalter, toter Merkstein blieb, sondern meinem inneren Erleben zu einem Baum wurde, von dem ich Frucht pflücke, sie heimzubringen in eigenen Garten.



Gottfried Keller.

Psychoanalytische Behauptungen und Vermutungen über sein Wesen und sein Werk.

Von Dr. EDUARD HITSCHMANN.

(Fortsetzung und Schluß.)

III. Mutter und Schwester.

1. Unbewußte Liebe.

Eine rührende Gestalt ist Kellers Mutter, der ein Schweizer, August Steiger, eine eigene Studie gewidmet hat. Als bald dreißigjährige Landdoktorstochter heiratete sie den etwas jüngeren, eleganten, weitgereisten und gewandten Drechsler Rudolf Keller, der nach einem kurzen, idealen Bestrebungen und gemeinnützigem Wirken gewidmeten Leben im siebenten Jahre der Ehe starb. In mehr als bescheidenen Verhältnissen zurückgeblieben, lebte sie in ihrer frommen, rechtschaffenen und sparsamen Art nur ihren Kindern. Nach zwei Jahren allerdings heiratete sie den ersten Gesellen des Drechslergeschäftes, aber »es war ein Irrtum und nach wenig Jahren wurde die Ehe wieder geschieden« (Bächtold). Sie selbst war unermüdlich, vermochte aber nicht ihren Sohn zur Arbeit anzuhalten, sondern gab allzuviel in ihrer Liebe nach. Zieht man den »Grünen Heinrich« heran, um das Verhältnis des Knaben zur Mutter kennen zu lernen, so sieht man die nachsichtige Mutterliebe nicht belohnt. Heinrich übt scharfe Kritik an ihren einfachen Mahlzeiten, verweigert trotzend das Tischgebet, obwohl er sieht, wie tief dies die Mutter kränkt, ängstigt sie durch nächtliches Wegbleiben, stiehlt, belügt sie und täuscht ihren sorglosen Glauben, ein braves und gutartiges Kind zu besitzen, grausam. Nach früheren Schulanständen wird der Fünfzehnjährige eines Tages mit mehr oder minder Berechtigung aus der Schule ausgeschlossen, und die hilflose Witwe sieht ihren Sohn vor die Türe gestellt, mit den Worten: Er ist nicht zu brauchen! Weltunerfahren, unsicher in ihrem beschränkten Witwentum, ist sie nun in Bedrängnis, was weiter mit ihm werden soll, und da Gottfried Maler werden will — »weil es dem halben Kinde als das Buntere und Lustigere erschien« —, gibt sie ihm gegen das Abreden gesetzter Berater schweren Herzens nach, um ihn ja nicht zu einem ihm widerstrebenden Lebensberuf zu bestimmen. Sechs Jahre und ein ordentliches Lehrgeld gehen nun verloren, dann treibt es den jungen Künstler nach München. Das Mütterlein schickt ihm Geld und wieder Geld und schreibt ihm Briefe voll tiefer Bemühung um sein Fortkommen. Die Sendungen

aber reichen gewöhnlich kaum, um die aufgelaufenen Schulden zu bezahlen, das alte Glattfeldener Schuldbrieflein, Mutters Ersparnisse, entlehntes Geld — alles geht mit der Zeit darein. Vorwurfsvoll schreibt einmal der ungeduldige Sohn und Bruder: »Ihr scheint zu glauben, daß man in München von der Luft leben kann.« Schwester Regula war unterdessen Näherin geworden, beide Frauen arbeiteten für den Fernen und erwarteten ihn voll Sehnsucht. Er kommt enttäuscht, seine Künstlerlaufbahn abbrechend, und entdeckt nun endlich in sich den Dichter. Mit einem Regierungsstipendium geht er sechs Jahre später nach Heidelberg. Von dort sind die Briefe an die Mutter seltener, »denn der Sohn braucht von zu Hause zunächst kein Geld mehr — Jugendart und Mutterschicksal« (Steiger). Mit neuerlichem Stipendium geht es dann nach Berlin für weitere sechs Jahre, der Sohn wird unterdessen sechsunddreißig Jahre alt, die Mutter achtundsechzig. Regula, einst nicht ohne Liebes- und Freiheitsbedürfnis, hilft der Mutter weiter als Näherin und Verkäuferin Geld verdienen und schlägt »ihr zuliebe« mehrere Heiratsgelegenheiten aus. Die Frauen bleiben einmal fast zwei Jahre lang ohne Nachricht von Gottfried! In einem Briefe der Mutter heißt es: »Ich gestehe, daß diese bedeutende Summe Geldes mich sehr erschreckte, da ich dieses spärlich am Zinse gelegt und als Notpfennig für meine alten Tage besorgte, um nicht gänzlich von den Kindern abhängig leben zu müssen.« Und in einem anderen: »Es freut mich, wenn du zur Erkenntnis kommst und einsiehst, wie manches Jahr schon ich mich selbstvergessend alles an dich gewendet und geopfert habe . . .« Endlich als anerkannter Dichter heimkommend, findet Gottfried die alte Mutter noch wenig verändert, regsam und tüchtig als Hausfrau. Drei Jahre führt sie noch dem Staatsschreiber die Wirtschaft. Mit sechsundsiebzig Jahren stirbt sie kurz vor Mitternacht, der Sohn war aber — wie meist abends — nicht daheim und konnte nicht Abschied nehmen. (Es blieb ihm eine bittere Erinnerung!) Mit Recht sagt Steiger über diese Mutter, man möchte über ihr Leben schreiben: Die Liebe höret nimmer auf, und die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Sieht man aber nach, wie der Sohn das Bild dieser Mutter im »Grünen Heinrich« festgehalten hat, so ist man über die spöttische Kritik ihrer peinlichen Sparsamkeit etc. verwundert. In der zweiten Fassung ist ihr vom Dichter gar Schuld am Scheitern des Helden zugeschoben, und zwar in der Form eines verzweifelten Selbstbekenntnisses[1]. So gütig und opfervoll die Mutter erscheint, so egoistisch imponiert der Sohn. Die Regel erfährt hier eine

[1] »Die Frage tritt an mich heran, ob nicht mich, seine Mutter, die Verschuldung trifft, insofern ich es in meiner Unwissenheit an einer festen Erziehung habe mangeln lassen und das Kind einer zu schrankenlosen Freiheit und Willkür anheimgestellt habe. Hätte ich nicht suchen sollen, daß unter Mitwirkung Erfahrener einiger Zwang angewendet und der Sohn einem sicheren Erwerbsberufe zugewendet würde, statt ihn, der die Welt nicht kannte, unberechtigten Liebhabereien zu überlassen, die nur Geld fressend und ziellos sind . . .«

Ausnahme: die Mutter erhält den erwachsenen Sohn, statt umgekehrt. So sieht es aus, als ob die Mutter eine Märtyrerin am Sohne geworden wäre. Mancher Gegensatz kann noch postuliert werden zwischen der im engen Kreise kleinbürgerlichen Philistertums in pedantischer Sparsamkeit aufgehenden, rührigen und herben Mutter und dem lange nutzlos träumenden, Jahre bei der Malerei verlierenden, spät zu Anerkennung und Sicherheit gelangenden Sohne. Manches Gebrumme des so gern abends auswärts pokulierenden Hagestolzes mußte sie dulden, manch spöttisches Wort läßt sich in seinen Briefen an Freunde über sie finden. Die Mütter, die der Sohn reichlich in seinen Werken dargestellt hat, sind vielfach der Gegensatz zur eigenen Mutter, zur weichen, duldsamen, abwartenden kleinen Frau: männlich leitende, energische große Frauengestalten, die ihre Söhne zu Erfolg und Ehe leiten. Gerade diese herrlichen, überlegenen Muttergestalten Kellers werden am meisten bewundert. Ihnen gilt, besonders Frau Amrain und Frau Salander, seine wärmste Kunst. Die Mütterlichkeit der Frau Salander ist vielleicht die edelste. »Die Mutter ist die Spezialität meines Herzens«, sagt ihr Sohn Arnold, in dem sich Keller im zweiten, leider nicht mehr niedergeschriebenen Roman-Teil schildern wollte. Aber auch des Jukundus Mutter, des Pankraz Mutter, Zendelwalds Mutter gehören hieher. Es muß auffallen, wieviel edle Mütterlichkeit Keller con amore dargestellt hat. Man ahnt, die Liebe zur Mutter muß unbewußt größer gewesen sein, als sein Leben verrät!

Tatsächlich! Kein Fall kann mehr für die Bedeutung unbewußter Liebesfixierung beweisen, als diese Beziehung des Sohnes zur Mutter. Denn so objektiv das äußere Bild seines Verhältnisses zur Mutter oben geschildert wurde, so falsch ist die Darstellung bei tieferem Eindringen. Wie wir beweisen werden, war dieser Sohn von tiefster, festhaltender unbewußter Liebe zur Mutter erfüllt, so daß sein ganzes Wesen und Werk von dorther bedingt ist, Förderung und Hemmung erfahren hat. Diese Verkettung an die Mutter war verborgen, aber schicksalgebend.

Was zunächst den Lesern und Literarhistorikern auffallen mußte, ist der Ausgang des »Grünen Heinrich«, namentlich der ersten Fassung, wo der Sohn der Mutter selbstanklägerisch nachstirbt, und dann die wiederholten bevorzugenden Darstellungen des Verhältnisses von Mutter und Sohn in den anderen Werken. Die Beziehung zur Mutter war, wie schon erwähnt, mit auslösend für Kellers Dichten: »Allerlei erlebte Not und die Sorge, welche ich der Mutter bereitet, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das

Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem zypressendunkeln Schlusse, wo alles begraben wurde«, so schrieb Keller ins Tagebuch. Kellers Freund Wilhelm Schulz ließ 1855 einen offenen Brief an den Verfasser des »Grünen Heinrich« abdrucken, in dem es heißt: »Noch nie ist ein Gedicht der Liebe zwischen Mutter und Sohn gedichtet worden, so einfach und innig, so wahr und schön.« Beide seien »in Leben und Liebe so fest ineinander gewachsen, daß es der Sohn gerade im Gefühl der Sicherheit des unauflöslich scheinenden Verhältnisses um so eher versäumt, seine Liebe auch noch in besonderen äußeren Zeichen erkennen zu lassen. Aber an dieser Versäumnis stirbt seine Mutter«. Dem häuslichen Walten der treuen Mutter verdankt Keller einen religiösen Sinn für den Wert des Brotes, ihrer Armut die Verehrung Gottes als Ernährer und Schöpfer des Brotes. So entstand jenes schöne Gedicht »Jung gewohnt, alt getan«, in dem das herabgefallene Stückchen Brot vom bescheidenen Manne liebevoll aufgehoben wird; an die spöttische Dame richtet er die Worte:

»Wohl einer Frau galt meine Artigkeit
Doch Ihnen diesmal nicht, verehrte Dame!
Es galt der Mutter, die vor langer Zeit
Entschlafen ist in Leid und bitt'rem Grame.«

Das Gedicht zu Schillers Zentenarfeier feiert vor allem den Ehrentag von dessen Mutter:

»Heut' ist der Ehrentag der schwäbischen Mutter,
Die ihren Liebling an die Brust gelegt,
Nicht ahnend, was der Welt sie weih'voll brachte.«

Wie soll sich dieser Gegensatz zwischen der tiefen, mehr unbewußten Liebe zur Mutter und der relativ schlechten Behandlung, die ihr widerfuhr, erklären!? Es wird zu zeigen sein, daß die äußere Lieblosigkeit eine zwanghafte war, aus dem Unbewußten bedingt.

Zunächst sei die Scheu vor Zärtlichkeiten erwähnt, die — wenn auch nicht in frühen Jahren — bestanden hat; so gibt es im »Grünen Heinrich« keinen Kuß zum Abschied, und »die Mutter konnte mit ihm gar nicht sentimental sprechen, so wenig, als er mit ihr«. Von Pankraz heißt es: »Noch ehe das Bürschchen sieben Jahre alt gewesen, hatte es schon angefangen, sich der Mutter Liebkosungen zu entziehen, und seither hatte Pankraz in bitterer Sprödigkeit und Verstockung sich gehütet, seine Mutter auch nur mit der Hand zu berühren, abgesehen davon, daß er unzählige Male schmollend zu Bett gegangen war, ohne Gutenacht zu sagen.«[1] Die fluchtartige Loslösung vom Elternhaus ist uns bekannt als typische Reaktion auf eine übermäßige Fixierung am Familienkomplex.

[1] Man vgl. hiezu Kellers vorbereitende Notiz zum »Grünen Heinrich«: »Befremden der Mutter vor einzelnen seltsamen Blicken Heinrichs.«

Wie es in des Dichters Innern aussah, nachdem er fast zwei Jahre der Mutter nicht geschrieben, zeigt das folgende rührende, unter Tränen geschriebene Gedicht: Er könne dichten und geistreiche Freundes- und Frauenbriefe schreiben —

Nur wenn ich an die ungelehrte
Und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Torheit fert'ge Feder
Auf dem Papiere zagend still.
— — — — — — — — — —

Und dann — o welche schmerzenvolle
Und schwere Kunst! — das Wort zu wählen,
Das schlichte Wort, das Hoffnung spendet
Und wahr ist mitten im Verhehlen!
O, wie gesteh' ich all mein Fehlen
Und töte ihren Glauben nicht?
Soll ich voll List den Trotz'gen spielen,
Zu locken ihre Zuversicht?
Brech' ich die alte schlichte Weise
Und nehme heißes Schmeichelwort,
Das ich so gerne spräche? Aber
Scheucht dies nicht *ihr* Vertrauen fort?
— — — — — — — — — — — —

Laß ich sie trüglich Wohlstand ahnen,
Um ihrem Herzen wohl zu tun?
Tu' ich das Gegenteil, damit sie
Nicht *meinem* müsse Unrecht tun?
Mich hat die Welt so oft betrogen,
So oft trog ich mein Mütterlein!
Die Welt gebiert stets neue Formeln,
Mir aber fällt bald nichts mehr ein.
— — — — — — — — — — —

Die Inzestbindung bringt Tragik in sich selbst hervor, da die Fixierung für das Gefühl aufrecht bleibt, wo der Verstand längst kritisiert und Enttäuschung bringt. Um es gut zu machen, folgt der spärlichen Schilderung der Mutter im »Grünen Heinrich«, alsbald wie als Nachtrag die ausführliche Darstellung einer idealisierten aktiven, überlegen leitenden Mutter, der Frau Amrain, die sittlich, politisch und zur Ehe erfolgreich erzieht[1]. (Das Geleitetwerden, Beherrschtwerden von der Frau, Mutter, ist ja eine Keller geläufige Eingebung masochistischer Phantasie.) — Enttäuschung im späteren Leben, nach gereifterer Beurteilung, entfernte also vom infantilen Ideal und gab Anlaß zu mehrfacher Flucht. Eine weitere Wurzel der lieblosen Behandlung einer geliebten Mutter,

---

[1] Frau Amrain ist übrigens eine viel zu aktive Mutter, die einen Schwächling von Sohn heranziehen könnte, der von der Mutter abhängig bliebe!

von der man im Unbewußten nicht loskommt, ist das Gefühl des Gefesseltseins, der Liebeshemmung gegenüber andern weiblichen Wesen, der mangelnden Freiheit durch die Bindung des Hauses. Auch von hier gehen unbewußte Motive zur Flucht, ein Drängen in die Ferne aus. Eine Hauptursache der äußeren Lieblosigkeit und einer wie zwanghaften Rücksichtslosigkeit des Sohnes aber scheinen Vater und Stiefvater zu sein. Der Stiefvater, den Keller vom siebenten bis zirka neunten Lebensjahr hatte, dann trennte sich die Mutter von ihm — ist gewiß ein bedeutsames Erlebnis des Sohnes und bisher von den Biographen leider gar nicht gewürdigt[1]. Eifersucht, Vorwurf der Untreue und Trotz sind begreifliche psychische Folgen beim Kinde. Mögen diese Eindrücke lange nachgewirkt haben, so wissen wir anderseits aus dem Roman, daß der vielgeliebte echte Vater ein dauerndes vorbildliches Andenken hinterließ. Vatersehnsucht, Vaterentbehrung werden oft erwähnt, Wunschphantasien auf sein Wiederkommen finden sich in der Witwe und des Sohnes Träumen. Begreiflich ist unter diesen Umständen, daß der Sohn sich lebhaft mit dem echten Vater identifiziert. Der Vater war ein künstlerisch-idealistisch veranlagter Mensch — wenn auch seines Handwerks Drechsler —: wählte Keller nicht deshalb, in Identifizierung, die Kunst!? — Aber der Vater hatte sich auch, wenn auch durch Tod, der Verpflichtung entzogen, die Mutter zu ernähren, hatte sie früh verlassen. Da mag nun Vateridentifizierung und Trotz mitgespielt haben, daß der Sohn sich weigerte, die Mutter als Handwerker zu erhalten, vielmehr auf Wanderschaft ging, wie der Vater in seiner Jugend die Welt durchreiste! Ein Bessermachenwollen, Übertreffenwollen des Vaters mag mitgespielt haben; einen Hochhinaus — so nannte man schon den Vater, der gern politisierte, immer hochdeutsch sprach, auch gelegentlich dichtete. Es ist nicht ganz unmöglich, daß das ablehnende Bild vom Vater: sein »Verlassen« der Mutter, sein Politisieren, sein Zurücklassen der Familie in knappen Verhältnissen, ganz unbewußt das Bild des falliten, in der Welt sich umhertreibenden Seldwylers zu entwerfen mithalf. Erst mit der Überwindung des Vaterproblems mag dann Keller zur Mutter, als ihr Erhalter, und in den bürgerlichen Beruf des Staatsschreibers eingekehrt sein. Um den Vater zu ersetzen, mag er auch Junggeselle geblieben sein . . .

Freilich hat das Abscheiden des Vaters die Sohnesverkettung noch befestigt! Daß der Vater *nicht* da war, hat die Liebe des Sohnes zur Mutter in Phantasie und Dichtung so verstärkt, wie auch ihn zum Ersatzliebesobjekt der Mutter gemacht. Das »Motiv der halben

---

[1] Die reizende Szene, in der der kleine Amrain seine Mutter eifersüchtig gegen die stürmische Werbung des ersten Gesellen mit der Vorhangstange verteidigt, muß hier ihre Wurzel haben. Auch Frau Kellers zweiter Mann war der erste Gehilfe in der Werkstatt.

Familie« und das »Motiv der Heimkehr«, die sich in Kellers Werken finden, stehen mit dem Elternkomplex im engsten Zusammenhang.

2. Das Motiv der »halben Familie«.

Im »Grünen Heinrich« ist durch den frühen Tod des Vaters die Beziehung »Mutter—Sohn« als paarige freigemacht, wie in Kellers Leben. Des Stiefvaters geschieht keine Erwähnung, die Schwester Regula ist ganz eliminiert. Die Tendenz des Buches mag die Isolierung der Beziehung »Mutter—Sohn« verlangt haben: daß aber diese Beziehung von Keller so oft dargestellt wurde, ist das Charakteristische. Ähnlich ging Keller in »Frau Regel Amrain und ihr Jüngster« vor. Schon der Titel zeigt, daß eine Mutter und ein Sohn das Thema tragen, tatsächlich aber besteht die Familie Amrain aus fünf Personen. Der Dichter jedoch spricht von den beiden älteren Söhnen nur einmal flüchtig, der Vater ist über See verreist und kehrt erst am Schlusse heim, fast störend, überflüssig, wird vom Sohn überlegen belehrt und wieder beiseite geschoben. In »Pankraz dem Schmoller«, wo Kellers kindliches Zusammenleben mit Mutter und Schwester abgemalt ist, wird das Dreieck Mutter—Sohn—Tochter nachgeholt. Die verwitwete Mutter erscheint auch im »Verlorenen Lachen«, und verheiratet praktisch und schlau den Sohn, da aber die reiche Heirat schlecht auszugehen droht, stirbt sie daran, wie Frau Lee an zerbrochenem Herzen über das Mißgeschick des einzigen Kindes. Die verwitwete und dann sterbende Mutter ist jedesmal bei Keller ein Kennzeichen dafür, daß der Sohn und Held in gewissem Sinn — durch Identifizierung — der Dichter selbst ist: so hat auch der Schneider Strapinsky in »Kleider machen Leute« seine Mutter verloren, während er beim Militär dienend, abwesend war. Er reist dann einsam in die Welt. — In der Legende »Die Jungfrau als Ritter« stellt der bedächtige, ungeschickte, am Glück vorbeigehende Phantast Zendelwald den lebhaftesten Gegensatz zu seiner Mutter dar, die als Witwe handlich und entschlossen durch Jagd und Fischen ihre Küche, durch tüchtige Arbeit ihr Haus führt und erhält. Auch sie animiert überlegen ihren Sohn zu Liebesmut und bringt ihm das Glück. Frau Salander, ist zu Zeiten vom jenseits des Ozeans geldsuchenden Gatten verlassen und kämpft den Lebenskampf für die Kinder. Keller hat sich erst spät, als Greis, imstande gefunden, das Leben einer Familie im ganzen darzustellen, das ist im Salander.

Wie ein unüberwindbarer Niederschlag aus dem eigenen Leben bleibt die halbe Familie »Mutter—Sohn« in Kellers Schaffen bestehen. Diese Beziehung zur Mutter ist tiefst erlebt und wirkt aus dem Unbewußten, immer nach neuer Darstellung verlangend, fort. Sonderbarer muß es anmuten, und kann nicht nur ein Korrelat sein, daß Keller noch öfter als das Paar »Mutter—Sohn«, das Paar »Vater—Tochter« darstellt! Der verwitwete Vater, der mit der Tochter lebt, und in dessen Haus nun der Held der Dichtung

eintritt und zum Werber wird, findet sich bei Keller überaus oft: zweimal im »Grünen Heinrich« (Schulmeister — Anna, Graf — Dorothea, allerdings ist letztere nur die Ziehtochter), ferner im »Fähnlein der sieben Aufrechten« (Frymann — Hermine), in »Kleider machen Leute« (Amtsrat — Nettchen), im »Pankraz« (Gouverneur — Lydia), im »Landvogt« (Kapitän — Wendelgard), im »Sinngedicht« (hier der Onkel Oberst — die Nichte Lucie), und nochmals Onkel und Nichte (Hanswurstel im »Landvogt«). Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß die bekannte regelmäßige Familieneinstellung, durch die die Töchter den Vater, die Söhne die Mutter mehr lieben, d. h. mit unbewußtem erotischen Einschlag, hier, von Keller geahnt, mitspielt[1].

Ferner sind aber alle diese Väter von Töchtern, mehr oder weniger verhüllt, Vater-Imagines, namentlich der Schulmeister und der Graf, auch die übrigen sind gern sozial erhöht (reich, in leitender Stellung etc.). Keller war zeitlebens von Vater-Sehnsucht erfüllt, es sind Vaterfindungen. In diesen zu Werken gewordenen Phantasien erhält der Held gleichsam vom Vater — ein Liebesobjekt, eine Frau. Es liegt nahe, daß hier verhüllt dargestellt ist, der Held bekommt vom Vater — dessen Frau. Es entspricht Kellers nie erfülltem Lieben, daß seine Helden im genannten Falle fünfmal leer ausgehen, gegen nur dreimal, wo die Ehe zustande kommt. Man kann auch sagen, der Held sucht bei Keller nicht nur ein Weib, sondern auch einen Vater!

Im Anschluß hieran kann der einzige Fall erwähnt werden, wo Keller effektiven Ehebruch darstellt, das ist die Novelle »Der Schmied seines Glückes«. Kabys kommt (recht wie in einem Tagtraum, so unerwartet ist der Glückswechsel) zu einem Zittergreis von Namensvetter, der durchaus einen Erben sucht, (also eine Art Vaterfindung), mit seiner jungen hübschen Frau aber keinen solchen mehr zeugen kann. Der abenteuerliche Neffe läßt sich in einer schwachen Stunde verführen, befriedigt die entbehrende junge Frau — und bringt sich um Ziehvater, Erbe und Glück. Charakteristischerweise schließt die Novelle mit Selbstvorwürfen des Helden: »der Schmied seines Glückes stieß, so oft sich alljährlich dieser Tag erneuerte, ein halbes dutzendmal mit dem Kopf gegen die Mauer seiner Barbierstube, aus Reue über die unzweckmäßige Verbesserung, welche er an seinem Glücke noch hatte anbringen wollen.« (Exnersches Manuskript).

Eine dritte Paarung ergibt sich wie ein Postulat aus Kellers Leben: d. i. die Darstellung des Paares: »Mutter — Tochter«. Viele Jahre abwesend, hatte er genug Anlaß, die beiden als Paar zu objektivieren. Keller hat (abgesehen von Judith, die mit ihrer Mutter lebt) eine Mutter mit heiratenwollender Tochter im »Grünen Heinrich«

[1] Wenn Keller unser Ehescheidungsgesetz verfaßt hätte, hätte er den Sohn der Mutter, die Tochter dem Vater zugesprochen, hätte also natürlicher und mit weniger Inzestangst entschieden, als die Verfasser unserer Gesetze.

(Agnes), in den »Drei Kammachern« (Züs), dann im »Landvogt« (Aglaja) dargestellt, ferner im »Schmied seines Glückes« (Oliva mit der unehelichen Tochter Fräulein Häuptle) und in der »Zwiehan«-Geschichte. Bezeichnenderweise ist der Bewerber in diesen Fällen so gut wie immer der Betrogene; es sind sozusagen »schlechte Partien«, für Kellers unbewußte Einwände gegen die Schwester als Umworbene, charakteristisch. Mögen auch hier Eifersuchtsgefühle mitgespielt haben, eine beißendere Satire auf Bewerber, als die Darstellung der Züs und ihrer Freier kann nicht gegeben werden. In den »Kammachern«, behauptete Keller, »sein Wesen am nachdrücklichsten ausgesprochen zu haben.« Die Ablehnung des falschen Biedermeiertums, der kleinlichsten Schmutzerei, des Neides und vor allem des fleischlosen, berechnenden, ödesten Philistertums muß ihm Herzenssache gewesen sein: am Ende hätten Mutter und Schwester am liebsten aus ihm solch ein Individuum gemacht!? So kleinlich, so geizig, so fleißig!?

3. Das Heimkehr-Motiv.

Der Gatte der Frau Regel Amrain, sowie Martin Salander sind zur Verbesserung ihrer zusammengebrochenen Geschäftsunternehmungen in die Welt hinausgereist, wodurch Mutter und Kind allein bleiben, und kehren eines Tages heim. Ähnlich kehrt Pankraz von seiner abenteuerlichen fünfzehnjährigen Lebensfahrt heim; die Mutter wartet auf ihn, wie Frau Lee auf den grünen Heinrich. Heimkehr, nichts als Heimkehr sind endlich die elf letzten Kapitel des »Grünen Heinrich«, zweite Fassung, respektive der überwiegende Teil des vierten Bandes der ersten Fassung, den der Dichter »das Buch der ursprünglichen Intention« genannt hat. Und auch Judith kehrt in der zweiten Fassung des »Grünen Heinrich«, ähnlich wie jene Männer, gereift und geprüft aus Amerika heim. Aus Amerika kehrt auch Erwin zu Regine zurück, mit der Heimkehr Hansli Gyrs beginnt »Ursula«. Das Motiv der Heimkehr, besonders als Heimkehr des Gatten oder des liebenden Sohnes, ist also bei Keller ein typisches. »Das Motiv des heimkehrenden Gatten« ist bereits literarhistorisch von Splettstösser[1] behandelt worden. Über seinen Zusammenhang mit dem Inzestkomplex finden sich wichtige Aufklärungen bei Rank[2].

Will man zur Deutung Kellers Erleben heranziehen, so wäre der Möglichkeit zu gedenken, daß der Knabe nach Vaters Tod damit getröstet wurde, der Vater sei »verreist«. Verreistsein, Wegsein — mehr fassen kleine Kinder nicht vom Begriff des Totseins. Die von der Mutter durch schöne Erinnerungen genährte Sehnsucht nach

[1] W. Splettstössers Diss. »Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltliteratur«, (Berlin 1898).

[2] O. Rank, »Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage«. (Wien 1912, Deuticke.)

dem Vater, nach der Möglichkeit seiner Wiederkehr, die sie in Wunschträumen sich ausmalte, machen seine Heimkehr, sein Wiedererscheinen als Held, als Reicher, als Ernährer — als erwünscht und gehofft — dem Kinde zum bevorzugten Phantasiegebilde. Im »Grünen Heinrich« heißt es: »Nach vielen Jahren hat meine Mutter, nach langen Zwischenräumen, wiederholt geträumt, der Vater sei plötzlich von einer langen Reise aus weiter Ferne Glück und Freude bringend zurückgekehrt, und sie erzählte es jedesmal am Morgen, um darauf in tiefes Nachdenken und in Erinnerungen zu versinken, während ich, von einem heiligen Schauer durchweht, mir vorzustellen suchte, mit welchen Blicken mich der teure Mann ansehen, und wie es unmittelbar werden würde, wenn er wirklich eines Tages so erschiene.« Als der Sohn verreist, tritt er an die Stelle des Vaters in der Mutter Träumen. So berichtet die Mutter an Gottfried (21. November 1840): »Mir träumte diese Woche einst, du seiest heimgekommen, und zwar auf einem prachtvollen Pferd, sehr schön gekleidet! Das war mir eine größere Freude, als der vorige Traum, in zerrissenen Kleidern und schrecklich blaß und mager.«

Das Wiederkehren als Rehabilitierter, Erfolgreicher, Bemittelter, wenigstens als tatkräftiger Erhalter der Mutter (und Schwester), war aber auch jahrelang unerreichtes Streben des jungen Keller selbst, der seit dem Ausgeschlossenwerden aus der Schule, seit den üblen Nachreden der Nachbarn, die nicht verstehen konnten, daß die arme Mutter den Sohn so lange erhalten müsse, die scheelen Blicke seiner Vaterstadt auf sich ruhen fühlte! Diese Scham läßt ihn immer wieder seine angekündigte Heimkehr bis zum Erfolg aufschieben[1].

In der Traumserie, die der Heimreise des grünen Heinrich vorausgeht, klingt Angst vor dem Nie-nach-Hause-kommen, eine Art Ahasver-Motiv an, und auch hier besteht Identifizierung mit dem Vater: »Ich drückte mich längs den Häusern hin und wanderte alsbald an meinem schlechten Stabe auf einer unabsehbaren Landstraße dahin zurück, woher ich gekommen war. Ich wanderte und wanderte rastlos und mühselig, ohne mich umzusehen. In der Ferne sah ich auf einer ebensolangen Straße, die sich mit der meinigen kreuzte, meinen Vater vorüberwandern mit seinem schweren Felleisen auf dem Rücken.« Das Mitleid mit dem Vater mahnt an Odysseus. Pankraz' Heimkehr aus überseeischen Kämpfen und Abenteuern wäre gleichfalls eine Identifizierung des Sohnes mit dem Vater. Wie nach Salanders Heimkehr getafelt wird, so hier. Die Armut hat plötzlich ein Ende, die mit des Vaters Tod für die Angehörigen Gottfrieds ihren Ursprung nahm.

Judith hat genug männliche Züge, um Reise und Kämpfe erfolgreich zu überstehen. Auch sie kehrt wieder, da die Not am höchsten und der grüne Heinrich eben verzweifelt den Tod sich gewünscht hat.

---

1 Hier liegt eine oberflächliche Wurzel der erwähnten Nacktheitsträume.

Wann Keller die Gestalt des homerischen Odysseus kennen gelernt hat, kann nicht erwiesen werden. Jedesfalls aber hat sie tiefen Eindruck auf ihn gemacht, eben wegen der unbewußten Phantasie des umhergetriebenen Vaters, wie ihn die Mutter in einem Angsttraum gesehen hat.[1] Die Sehnsucht des träumenden Odysseus nach Hause, sein beschämtes, nacktes, vergebens hüllensuchendes Erscheinen vor Nausikaa wird — wie erwähnt — als typischer Traum des »kummervollen umhergeworfenen Mannes« wiedergegeben: »Wenn Sie einst getrennt von Ihrer Heimat, sagt der Malerlehrer Römer zu Heinrich, »und von Ihrer Mutter und allem, was Ihnen lieb ist, in der Fremde umherschweifen, und Sie haben viel gesehen und viel erfahren, haben Kummer und Sorge, sind wohl gar elend und verlassen: so wird es Ihnen des Nachts unfehlbar träumen, daß Sie sich Ihrer Heimat nähern, Sie sehen sie glänzen und leuchten in den schönsten Farben, holde, feine und liebe Gestalten treten Ihnen entgegen, da entdecken Sie plötzlich, daß Sie zerfetzt, nackt und kotbedeckt einhergehen, eine namenlose Scham und Angst faßt Sie. Sie suchen sich zu bedecken, zu verbergen und erwachen in Schweiß gebadet.«

Warum der erfüllte Heimatswunsch im Traume in Beschämung ausgeht, verdiente eine gesonderte Betrachtung. Was aber den unbewußten Gehalt des Wunsches nach Heimkehr, — des männlichen, Vater- oder Gatten- oder Sohnes-Wunsches, — bildet, ist Rückkehr zur Weiblichkeit, in die erste älteste Ur-Verbindung zum Weibe, Rückkehr zur Mutter, dem Mutterleibe, unser aller Heimat.

»O gute Scholle, meiner Heimaterde,
Wie kriech' ich gern in deinen warmen Schoß!«

So heißt es in Kellers Gedicht »Der arme Bettler«. —

Hier liegt gewiß auch eine unbewußte Wurzel der Heimatliebe, des Patriotismus Kellers, vielleicht auch seiner späteren Reisehemmungen.

Die Unersetzlichkeit der Heimat, des Ursprungs, der Mutter zeigt auch, daß Keller sie im Leben nicht dauernd durch ein anderes weibliches Wesen ersetzen konnte. Auszug, Geburt ins Leben und Rückkehr zum Sterben in der Mutter — ist der eigentliche Inhalt des »Grünen Heinrich«.

4. Das Zwiehan-Motiv.

Freud hat auf einen besonderen Typus der Liebeswahl beim Manne hingewiesen, der sich aus der infantilen und nachwirkenden

[1] Keller hat einen Traum erzählt, den er ein Jahr nach dem Tode seines Freundes Semper hatte: Der Gestorbene kommt mit Staub bedeckt und unordentlich gekleidet in Gesellschaft von vielen Leuten, die dem Träumer aus der Kindheit bekannt sind, ins Zimmer geschlüpft. Auf die Frage, ob er denn nicht gestorben sei, antwortet Semper: Wohl! aber er habe Urlaub genommen, denn dort sei es nicht zum Aushalten. Beim Weggehen warnt er nochmals »Gehen Sie nicht dorthin, Herr Keller! Schlechte Wirtschaft dort!« — Der verstorbene Freund ist hier mit dem Vater zu einer Person verschmolzen.

Fixierung an die Mutter ableitet. Durch intensive Phantasien auf die geliebte Mutter wird ihrem Idealbild ein ⟨dem Vater⟩ sich allzuleicht hingebendes Teilbild abgespalten, so daß die Sehnsucht sich einerseits in grobsinnlicher Weise einem dirnenhaften Typus und in idealer Weise einem reinen ⟨jungfräulichen⟩ Typus zuwendet[1]. Die erniedrigten Objekte — ein weiteres Charakteristikum — sucht der Liebende aus Gefahren zu »retten«. Auf diese Zweiteilung wiesen wir in bezug auf Anna und Judith bereits hin. Doch ist das weitere Verfolgen des Themas bei Keller sehr ergiebig.

Daß eine Umänderung in der zweiten Fassung des »Grünen Heinrich« eine unbewußte Verhüllung bedeutet, haben wir schon erfahren. Eine überaus bedeutungsvolle Korrektur hat Keller nun an jener Stelle des »Grünen Heinrich« vorgenommen, wo zwischen Heinrich und dem Maler Lys ein Wortstreit wegen Agnes stattfindet, der das Tiefste in beiden aufrührt und rücksichtslose Wahrheiten aussprechen läßt. Heinrich nimmt sich der verlassenen Agnes an, und wirft dem treulosen Erotiker Lys seine Flatterhaftigkeit vor. Darauf antwortet Lys gleichfalls mit einer Kritik des Liebeslebens Heinrichs. Als Leser der Jugendgeschichte[2] kennt er Heinrichs Liebesabenteuer mit Anna und Judith sehr gut und belehrt ⟨in der ersten Fassung⟩ den unerfahrenen Freund:

»Du hast die wahre Leidenschaft noch nie gekannt . . . Was du als halbes Kind erlebt, war das bloße Erwachen deines Bewußtseins, das sich auf sehr normale Weise in zwei Teile spaltete und an die ersten zufälligen Gegenstände haftete, die dir entgegentraten. Die sinnliche Hälfte an das reife kräftige Weib, die zartere geistige an das junge transparente Mädchen, das du an jenes verraten hast. Dies würdest du, trotz deiner selbst, nie getan haben, wenn eine wirkliche ganze Liebe in dir gewesen wäre!«

Heinrich ist durch diese psychologisch richtige Charakteristik zu tiefst getroffen, und wir müssen Kellers Selbstbekenntnis, das eine tiefe psychoanalytische Wahrheit enthält, bewundern. Denn die Unfähigkeit, die hohe ideale Liebe mit der sinnlichen vereint, auf ein Liebesobjekt zu konzentrieren, ist eine typische Hemmung bei Jünglingen und Männern, die durch eine intensive Fixierung infantiler Neigungen an die Mutter ausgezeichnet sind. Sie spalten ihr Liebesideal, ganz wie der grüne Heinrich, der von sich selbst sagt:

»Während ich in Anna den besseren und geistigeren Teil meiner selbst liebte, suchte Judith wieder etwas Edleres in meiner

---

[1] Eine Notiz zum »Grünen Heinrich« aus dem Jahr 1849 enthält folgendes Programm: »Die glückliche heitere Jugend der Frau Lee, ihr Liebesverhältnis und ihre Untreue. Die Idee der lebenslänglichen Buße. Auch ihr tragisches Schicksal hat eine frühe Schuld zum Träger.« Eine sehr deutliche »Dirnenphantasie« auf die Mutter.

[2] Heinrich gibt sie den Freunden, dem Grafen und Dortchen, sowie Judith zu lesen. Es zeigt dies, wie wichtig ihm das Wissen geliebter Menschen um seine Jugendzeit war, wie wichtig überhaupt ihm die Jugend zum Verständnis des Menschen war.

Jugend, als ihr die Welt bisher geboten; und doch sah sie wohl, daß sie nur meine sinnliche Hälfte anlockte, und wenn sie auch ahnte, daß mein Herz mehr dabei war, als ich selbst wußte, so hütete sie sich wohl, es merken zu lassen.«[1]

Während Heinrich an einer anderen Stelle von seiner heiligen Liebe zu Anna erzählt, zeigt er Verwirrung und Beschämung über die gleichzeitige Neigung zu Judith. »Ich liebe sie anders!« gesteht er Judith unter ungestümen Umarmungen, Streicheln und Schmeicheln: »Für die Anna möchte ich alles Mögliche ertragen und jedem Winke gehorchen; ich möchte für sie ein braver und edler Mann werden, an welchem alles durch und durch rein und klar ist . . . und in alle Ewigkeit ihrer gedenken und in alle Ewigkeit mit ihrer Seele leben, auch wenn ich von heute an sie nicht mehr sehen würde! Dies alles könnte ich für dich nicht tun. Und doch liebe ich dich von ganzem Herzen, und wenn du zum Beweis dafür verlangtest, ich solle mir von dir ein Messer in die Brust stoßen lassen, so würde ich in diesem Augenblicke ganz still dazu halten und mein Blut ruhig auf deinen Schoß fließen lassen!« Es bleibe nicht unerwähnt, daß Keller in seinem Exposé an den Verleger Vieweg, erst die letzte Liebe des grünen Heinrich zur Grafentochter eine gesunde schöne nennt, »welche ihm nach früheren krankhaften Liebesgeschichten aufgegangen war«; so faßt er also die Beziehung zu Judith und Anna auf. Nach Annas Tod verläßt er Judith aus nachträglicher Treue und Reue:

»O du närrischer Gesell! Willst du in ein Kloster gehen?« ruft Judith.

Der grüne Heinrich aber fordert Abschied für immer: »Du sagst es und beklagst es, daß du nie Teil gehabt an der edleren und höheren Hälfte der Liebe! Welche bessere Gelegenheit kannst du ergreifen, als wenn du aus Liebe zu mir freiwillig entsagst!?« —

Die obgenannten Worte des Malers Lys sind in der zweiten Fassung des Romanes nicht mehr vorhanden. Statt dessen wird Heinrichs Lieben folgendermaßen charakterisiert:

»Gerätst du einst zwischen zwei Weiber, so wirst du wahrscheinlich beiden nachlaufen, wenn dir beide angenehm sind, das ist einfacher, als sich für eine entschließen!«

Die tiefere Wahrheit von der Spaltung des Liebesideales, ist also hier verheimlicht und Heinrichs gehemmtes Liebesleben nur dahin charakterisiert, daß er zum Entschlusse einer Liebeswahl unfähig sei. Keller, der zeitlebens Hagestolz blieb, war zwar mehrmals zum Heiratsantrag entschlossen, und im siebenundvierzigsten Lebensjahr verlobt, wenn man aber den Werbebrief

[1] Die Deutung dieser Doppelliebe durch den Dichter ist uns Anhaltspunkt genug, daß Keller die Spaltung des Liebesideals im Innern fühlte, und nicht etwa die Doppelliebe ohne eigenen Komplex nur Jean Pauls »Hesperus« und »Titan« entnommen habe, wie Brahm annimmt.

liest, den er z. B. Louise Riether gesendet, so enthält er eine so herabsetzende Selbstkritik, daß der Umworbenen die Lust vergehen mußte. Einen analogen, zur Erprobung der Angebeteten noch krassere Selbstherabsetzung enthaltenden Werbebrief finden wir von Keller literarisch verwertet im »Landvogt von Greifensee«, wo es sich um den »Distelfink« handelt. Kaum ist der Brief abgesandt, so reut er den Schreiber tief. —

Des grünen Heinrichs Liebesworte an Anna werden zwar aufgeschrieben, aber das Blatt dem Winde überantwortet, der den Brief — an die Brust der badenden Judith trägt. Wieder ein anderer Liebesbrief wird so verborgen, daß er nicht zu finden ist: Ein Buchbindergesell, der Züs (»Drei gerechte Kammacher«) ohne Gegenneigung verehrt, schenkt ihr einen Tempel aus Papparbeit und legt verborgen, so daß sie nie davon erfuhr, einen aufrichtigen schönen Liebesbrief in den untersten Grund des Tempelchens. Solche Worte finde nur »das wahre Gefühl, das sich in eine Vexiergasse verrannt hat«; aber Züs verstand ihn nicht, so war es gerecht, daß sie den Brief nie zu lesen bekam. Den Werbebrief an Johanna Kapp — das ist der Kulminationspunkt, — den hat Keller zwar niedergeschrieben, aber nicht abgesandt. Ein rührendes, aus Liebe, Hoffnung, Bescheidenheit und Angst zusammengesetztes Zweifeln läßt Heinrich zögern, sich Dorotheen zu erklären, und da er endlich entschlossen ist — ist sie fortgefahren!

Kellers Unentschlossenheit bei der Liebeswerbung hat natürlich komplexe Ursachen. Das Schwanken zwischen Zweien, ist auch nur ein Vorwand des Unbewußten, das die Angst vor der entgültigen Bindung nicht zu überwinden vermag. Die Unentschlossenheit führt auch zu Fehlhandlungen, zum Versäumen des rechten Momentes. Herr Jtal Manesse geht gerade zu der Zeit auf die Jagd, in der die Schöne zu Besuch kommt. Dorothea ist fortgefahren, da Heinrich seine Erklärung machen will, und der lebendig Begrabene klagt, daß er die Liebeserklärung versäumt habe, und nun das verlassene Liebchen nicht um ihn klagen komme. Das Gedicht »Am Ufer des Stromes« handelt gleichfalls von einer versäumten Liebeserklärung. Das tote Mädchen klagt:

> . . . »O träger Mann,
> Der so mit Worten geizen kann! . . . .
> Du hattest den Schlüssel zum goldenen Schrein
> Für alle zwei beide, nun lieg' ich allein!«

Das Schwanken zwischen zwei geliebten Wesen ist auch der Inhalt der in der zweiten Fassung eingeschobenen Novelle vom »Zwiehan«. Dieser zwischen Cornelia und Afra Zigonia schwankende Liebesstreber ist natürlich zum Schlusse der leer Ausgehende. Zwiehan heißt: zwei ha(be)n (wollen).

Charakteristisch ist ein Traum Zwiehans, in dem das Hinundhergezogenwerden humorvoll geschildert ist: »Ihm hatte soeben

geträumt, er sitze tief verborgen in dem Gartensälchen der Cornelia zwischen dieser und der unbekannten Spinnerin, die jedoch wie jene seine angetraute Frau sei, und von beiden werde er geliebkost, während er um jede von ihnen einen Arm geschlungen hielt. Das schien ihm eine sehr annehmbare und preiswürdige Sachlage zu sein, und er hielt sich dabei so still wie die Luft und die reglosen Jasmingebüsche, als plötzlich die Unbekannte sich erhob, und ihm mit einem unaussprechlich lieblichen Blick zuwinkte, ihr zu folgen. Allein die Cornelia umklammerte ihn so fest, daß er sich nicht zu bewegen vermochte und sehen mußte, wie jene durch einen unendlich langen Baumgang fortschwebte.«

Keller hat in seinem Traumbuch einen eigenen Traum aus dem siebenundzwanzigsten Lebensjahr wiedergegeben, in dem ein unbekanntes junges Mädchen ihn verlockt, mit ihr in ihre Dachkammer heimzugehen. Das »unsäglich buselige und liebliche Wesen« macht ihn ungemein behaglich: »Ich wunderte mich auch nicht, als auf einmal ihrer zwei daraus wurden, deren jede an einer meiner Seiten hing. Sie waren ganz gleich, nur mit dem Unterschiede einer etwas jüngeren und älteren Schwester.« Sie küssen ihn, eine bietet ihm »ihre weißen, jungen Schultern zum Liebkosen«, in diesem Moment aber werden sie durch auf dem Dache hexenartig hinschlarpende alte Weiber erschreckt und auseinandergetrieben. Dieser gehemmte sexuelle Wünsche verratende Angsttraum verlangt nach einer Deutung der Verdopplung der Mädchengestalt:

Es ist vor allem harmloser, wenn man mit Zweien zusammen ist; ferner ist die Verdopplung in Traum und Mythos uns als Verhüllung bekannt geworden. Es handelt sich wohl um die Schwester als Liebesobjekt. Die Inzestgefühle zur Mutter werden durch Verschiebung auf die Schwester übertragen. Zwischen beiden stand der junge Keller, und das Motiv, zwischen Mutter und deren Tochter wählen zu müssen, findet sich tatsächlich auch bei Keller im dramatischen Fragment »Therese«. Der junge Held, Richard, ist eine passive Natur, die vor dem Konflikt sozusagen die Flucht ergreift (Bächtold), das Ringen von Mutter und Tochter von ungewöhnlicher Leidenschaft. Das Fragment blieb unvollendet und fand später eine grausame Kritik des Dichters, der an das Ende des Manuskriptes eine Federzeichnung setzte, die zwei heulende schwangere weibliche Wesen darstellte, wie sie vor der Tür einer Gebäranstalt stehen. —

Nach dieser Abschweifung über das Schwanken zwischen mehreren gleichzeitigen Liebesobjekten, kehren wir wieder zum Thema der sogenannten Dirnenliebe zurück, die sich uns zunächst an der Gestalt der Judith gezeigt hat, aber auch Hulda in der zweiten Fassung des »Grünen Heinrich« gehört hieher. Erweitern wir den Begriff dieser Dirnenliebe, so gehört wohl unter anderen auch Regine, die Magd aus dem Sinngedicht, dazu. In charakteristischer Weise ist diese Liebe zum erniedrigten Objekt mit Eifersucht verbunden. Judith ist nicht nur Witwe, sondern gilt

als eine »Lorelei«. Heinrich hat einmal auf dem Wege zu ihr die Phantasie, daß sie ihn mit anderen betrüge, und da sie nach Jahren aus Amerika heimkehrt, hält er es wieder für »durchaus nicht wahrscheinlich, daß eine solche Person allein geblieben sei«. Da sie ihn darüber beruhigt, macht ihn die Antwort glücklich. Tatsächlich hatte sie während der ganzen Zeit des Fernseins »Bewerbungen um ihre Person abzuwehren«. —

Hulda sieht Heinrich, kurz nachdem er das Rendezvous nicht eingehalten, schon in dicker Freundschaft mit einem neuen Liebhaber. Auch Regine erzeugt Eifersucht, wenn auch ohne Grund, und stirbt daran.

Ein weiterer für das niedrige Liebesobjekt charakteristischer Zug, nämlich daß der Liebende es aus Gefahren zu »retten« und sozial zu heben sucht, findet zahlreiche Beweise in Kellers Werken; insbesondere im Sinngedicht, das dem Eheproblem gewidmet ist, finden sich zahlreiche Beispiele von Erhebung Niedriger, Armer etc. in eine Ehe mit einem Höherstehenden. Die Frage, ob der Mann hoch oder niedrig wählen soll, ist eine der dort ausführlich erörterten. Reinhart schwärmt geradezu für allerhand »unwissende und arme Kreaturen«.

Ganz besonders klar ist die Rettung durch eine Ehe bei der Magd Regine, sowie bei der verarmten Baronin, die beide schlechte Brüder haben. Don Correa, der vornehme Staatsmann, hat »seine namenlose Gattin buchstäblich vom Boden aufgelesen« (»Sinngedicht«). Eine braune Sklavin, die noch eben von ihrer fürstlichen Herrin erniedrigt worden war, macht er zu der Seinen. Mit der Rettung von Dirnen befaßt sich auch Vitalis in den Legenden.

5. Judith.

Die Überlegenheit der psychoanalytischen Untersuchung gegenüber sonstigen literarisch psychologischen, zeigt sich ganz besonders in dem Resultat näherer Betrachtung der Judithgestalt. Sie ist nach wiederholter Angabe des Dichters frei erfunden[1] und: sonderbar, — sagt Bächtold — diese erfundene Figur hat mehr Fleisch und Blut, ist lebendiger als eine solche mit lebendem Vorbild. Judith ist nämlich das geradezu klassische Beispiel einer Mutter-Imago, und zwar repräsentiert sie den sinnlichen Teil, die Dirnenphantasie, im Gegensatz zu Anna, die die »heilige Liebe« auf sich zieht. Daß die Mutter klein und zart war, hindert uns nicht, auch große Gestalten wie Judith als Abbilder der Mutter anzusehen: denn bei den frühen Eindrücken, die hier den Ausschlag geben, ist die Mutter jedenfalls viel größer als ihr Sprößling.

Im »Grünen Heinrich« ist die Mutter wie folgt geschildert: »Frau Lee, eine geringe Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, an welcher

[1] »Ein von keiner Wirklichkeit getrübtes Phantasiegebilde« (Brief Kellers an Petersen 21. Oktober 1880). — Von Ermatinger bezweifelt.

weiter nichts auffiel, als daß sie noch kohlschwarze schwere Haare hatte, was ihr ein ziemlich junges Ansehen gab, auch war sie um einen Kopf kleiner als ihr Sohn.« Das dunkle Haar findet sich dann oft als Charakteristikum, so prägnant bei Judith, von der es bei ihrer Einführung heißt: »Sie hatte früher, einer häufigen Sitte gemäß, zwei Jahre in der Stadt gedient, dann einen vermöglichen Bauer geheiratet, welcher bald gestorben, und wollte nun Witwe bleiben, wie sie versicherte, obgleich sie erst ungefähr dreißig Jahre alt war. Sie war von hohem und festem Wuchse, ihr Gesicht hatte den ausgeprägten Typus unserer Familie, aber durch eine seltsame Schönheit verklärt, besonders die großen braunen Augen und der Mund mit dem vollen üppigen Kinn machten augenblicklichen Eindruck. Dazu schmückte sie ein schweres dunkles, fast nicht zu bewältigendes Haar. Sie galt für eine Lorelei, obschon sie Judith hieß, auch niemand etwas Bestimmtes oder Nachteiliges von ihr wußte. Das Weib trat nun herein, vom Garten kommend, etwas zurückgebogen, da sie in der Schürze eine Last frisch gepflückter Ernteäpfel und darüber eine Masse gebrochener Blumen trug. Dies schüttete sie alles auf den Tisch, wie eine reizende Pomona . . . holte ein Becken mit Milch herbei, füllte eine Schale davon und bot sie mir an, ich wollte sie ausschlagen, da ich schon genug genossen hatte, allein sie sagte lachend: »Trinkt doch!« und machte Anstalt, mir das Gefäß an den Mund zu halten. Daher nahm ich es und schlürfte nun den marmorweißen und kühlen Trank mit einem Zuge hinunter und mit demselben ein unbeschreibliches Behagen, wobei ich sie ganz ruhevoll ansah und so ihrer stolzen Ruhe das Gleichgewicht hielt. Wäre sie ein Mädchen von meinem Alter gewesen, so hätte ich ohne Zweifel meine Unbefangenheit nicht bewahrt.«

Judith ist also Magd gewesen, ist Witwe, hat den ausgeprägten Typus der Familie, sie hat das schwere dunkle Haar, wie die Mutter, hat einen zweifelhaften Ruf (»Lorelei«), sie geht zurückgebogen wie eine Schwangere, mit einer Last, und gleicht der Göttin der Früchte, dann labt sie mit den Worten »Trinkt doch« mit Milch und hält — wie eine Mutter dem kleinen Kind — das Gefäß an den Mund, sie war von stolzer Ruhe. — Damit ist Judith durch Familienähnlichkeit, das Haar, das Witwentum, die Schwangerschaftshaftung, das Nähren mit Milch, die an den Mund gebracht wird: — die Mutter! Von zweifelhaftem Ruf und als Magd erinnert sie an die Bedingung jenes Liebestypus des inzestfixierten Mannes, der dirnenhafte oder erniedrigte Wesen und, als Ersatz der Mutter, Mägde bevorzugt. Auch ein zweitesmal tritt Judith ähnlich auf: »Judith trug einen großen Korb mit Äpfeln gefüllt in beiden Händen vor sich her . . . sie hatte ihr Kleid des nassen Grases wegen aufgeschürzt und zeigte die schönsten Füße, ihr Haar war von Feuchte schwer . . .«

Auch im Traum noch, viele Jahre später, gibt Judith Küsse und Nahrung: »Judith küßte Heinrich aus der Entfernung durch die Luft, daß er den Kuß auf seinem Munde fühlte, aber der Kuß verwandelte sich sogleich in ein Apfelküchlein, das er begierig aß, da er im Schlaf mächtigen Hunger empfand.« Wir kennen ja Judith schon aus früheren Anführungen: wie sie ihn beherrscht, wie er mit ihrem Haar spielt, sie im Balgen seinen Kopf in ihren Schoß drückt, wie er eine Ohrfeige erhält — weil er eifersüchtig einen Liebhaber bei ihr vermutet —, wie sie ihn zu sich nach Hause nimmt, »wo das Frauenhafte, Sichere und die Fülle ihres Wesens aus allen Umrissen ihrer Gestalt berauschend auf ihn wirkte«, wie sie sich vor ihm entkleidet und ihre Brüste und Schultern ihn verwirren: obwohl er sie schon als Knabe so gesehen, wenn sie beim Ankleiden nicht sehr auf ihn achtete. Man höre nun eine Schilderung, wie Heinrich an ihrer Schulter lag: »Ich errötete tief beschämt, daß ich glaubte, die Röte meiner brennenden Wange müsse ihre weiße Schulter anglühen, an welcher sie lag . . . und meine Augen ruhten dabei auf der Höhe der Brust, welche still und groß aus dem frischen Linnen emporstieg und in unmittelbarster Nähe vor meinem Blicke glänzte wie die ewige Heimat des Glückes . . . Es dünkt mich, die Ruhe an der Brust einer schönen Frau sei der einzige und wahre irdische Lohn für die Mühe des Helden jeder Art und für alles Dulden des Mannes, und mehr wert als goldener Lorbeer und Wein zusammen.«

Judith erklärt, »es mache ihr Vergnügen, in Ermangelung eines anderen, den Mann zu lieben, der noch in ihm verborgen sei, wie sie ihn schon als Kind gern gesehen habe«. Dann küßt sie ihn leidenschaftlich, so daß er die Küsse vergleicht: »Als ich Anna geküßt, war es gewesen, als ob mein Mund eine wirkliche Rose berührt hätte, jetzt aber küßte ich eben einen heißen, leibhaften Mund und der geheimnisvolle, balsamische Atem aus dem Innern eines schönen und starken Weibes strömte in vollen Zügen in mich über.« Der grüne Heinrich entfernt sich unter Selbstvorwürfen: »Ich fühlte mein Wesen in zwei Teile gespalten und hätte mich vor Anna bei der Judith und vor Judith bei der Anna verbergen mögen. Ich gelobte aber, nie wieder zu Judith zu gehen . . .« Er beschließt, sich vor dem Onkel wegen seines nächtlichen Ausbleibens mit einer Lüge auszureden, und dieser Rückfall in die seit Jahren aufgegebene Kindheitslüge »machte ihm vollends zumute, als ob er aus einem schönen Garten hinausgestoßen würde.« — Ganz besonders bedeutsam für unsere Auffassung der Judith als Mutter-Imago ist ihre Wiederkehr am Schlusse der zweiten Fassung des Romanes. In der ersten war der Sohn der Mutter alsbald nachgestorben, hier aber kehrt wie zum Ersatz der Mutter die verschollene Jugendgeliebte, immer von mütterlichem Wesen, gerade im rechten Moment wieder. Heinrich war als Waise verzweifelt: »Am besten wäre es,« dachte er, »du lägest unter dieser sanften Erdbrust und wüßtest

von nichts! Still und lieblich wäre es hier zu ruhen!« Da erscheint »wie aus dem Berge herausgewachsen« Judith. Ursprünglich hatte Keller beabsichtigt, Judith bedeutend älter sein und wieder auftreten zu lassen, nachdem der grüne Heinrich durch einen Unfall der Hilfe und Pflege bedürftig würde. Storm riet ab: »Es ist zu kümmerlich, wenn sie als altes krankenpflegendes Mütterchen wiederkommt« und riet, sie zu verjüngen. Ihr Gesicht ist »durch einen sibyllenhaften Anhauch« eher veredelt, »Erfahrung und Menschenkenntnis« lagern darauf. Daß sie allein aus Amerika kommt, macht ihn glücklich. »Jugendglück, Heimat, Zufriedenheit, alles schien mir seltsamerweise mit Judith zurückgekehrt.« Er sah, daß sie »zarter und besser war, als in der Jugend und in der stillen Heimat. Im Kampfe mit der Not der Menschen und indem sie ihre Auswanderungsgenossen geradezu erziehen und zusammenhalten mußte, hatte sie sich selbst notgedrungen veredelt und höher gehoben.«

Während Heinrich ihr das Geheimnis seines Gewissens, den Tod der Mutter ausführlich enthüllt, weicht der alte Druck von seiner Seele und er weiß, daß er frei und gesund ist: »Du hast mich erlöst, Judith, dafür bin ich dein, solang ich lebe!« Judith aber will nicht, daß sie Mann und Frau werden, »nicht sein Leben zu ihrem Glück mißbrauchen« und dafür des Glückes um so sicherer bleiben! »Er soll frei sein und sich durch die Lebenstrübheit nicht noch mehr abziehen lassen, als es schon geschehen ist!« Anfangs betroffen, enttäuscht, daß sie nicht zusammenleben sollen, beginnt Heinrich — da sie ihr freundschaftliches Nahsein verspricht — zu fühlen und zu verstehen, was sie bewegte: »Ich habe ja gesagt, ich sei dein, und will es auf jede Art sein, wie du es willst!« Diese sonderbare, resignierende Beziehung dauerte lange Zeit: Judith lebte noch zwanzig Jahre, jedesmal, wo sie einander sahen, ob täglich oder nur jährlich, war es ihnen ein Fest. Sie starb, als eine verderbliche Kinderkrankheit herrschte, sich aufopfernd.

Von Interesse sind die Verführungsversuche Judiths an dem Knaben, sie droht ihm damit, ihn zu sich ins Bett zu nehmen, er flüchtet vor ihr. Auch Hulda lockt vergebens. Solche an der Zurückhaltung des Mannes scheiternde Verführungsversuche finden sich auch in »Ursula«, in »Dietegen« und in den »mißbrauchten Liebesbriefen«. Auch sie deuten das Inzestthema an. Im »Schmied seines Glückes« wird der Held durch seine »Stiefmutter« wirklich verführt, die »mit halbgeschlossenen Augen« auf dem Divan liegend ihn anlockt. Diese »halbgeschlossenen Augen« der Verführerin kehren in den Legenden an einer Dirne wieder. — Da der grüne Heinrich, so wie der Landvogt von Greifensee, immer standhaft und enthaltsam bleiben, hat eigentlich jedes mit Vereinigung winkende Liebesabenteuer bei Keller einen unglücklichen Ausgang.

Im Anschluß hieran ein paar Worte über die Liebesideale in den Werken Kellers. Außer auf Figura Leu und Dorothea ist hier insbesondere auf Luzie im »Sinngedicht« hinzuweisen, die ja vom

Helden nach langen, in eingefügten Eheanekdoten verhüllten Zweifeln wirklich *gewählt* wird. Vielleicht nur, weil diese in Berlin begonnene Novelle erst im Alter von zweiundsechzig Jahren beendigt wurde, Martin Salander und das Sinngedicht sind Spätwerke. Man merkt ihnen an, daß Keller sie vollendet, nachdem — nach seinen Worten — »die Lebenstrübe sich gesetzt hat«. Im Salander sind zum erstenmal Vollfamilien vorgeführt, im Sinngedicht der seltene Fall der Ehewahl, beide sind sozusagen mit Komplexüberlegenheit, mehr mit dem Bewußtsein geschrieben, respektive beendet, als aus dem Unbewußten. — Fraulich, hausleitend, gastfreundlich, mit Vater (Stiefvater oder Onkel) lebend, reich, ein wenig überlegen, gebildet, — dies wäre etwa Kellers Liebesideal, also ein Eheideal und zum Teil nach mütterlichem Muster. Luzie ist quasi verwandt, denn ihr Onkel liebte des Bewerbers Mutter. Überdies rät die Mutter zur Wahl dieses Mädchens. Durch kleine Umstände verrät sich die gesuchte Teilnahme und indirekte Billigung der verstorbenen Mutter an der Wahl des Sohnes: so schenkt Don Correa den von der Mutter ererbten Trauring an die Braut, was ihm als ein günstiges Zeichen erscheint. (Er heiratet sozusagen eine Identifikation der Mutter.) — In einem andern Fall (»Die arme Baronin«) wird das Liebesobjekt vor der endgültigen Wahl, zur Haushälterin des Vaters gemacht, also quasi zur Mutter. Fritz Amrain sucht sich eine Frau, indem er »insbesondere in der Heimat der Mutter herumkreuzt«. Und als Moral aus Regines tragischer Geschichte ergibt sich auch, man solle seine einfache Braut nicht selbst ausbilden, sondern der Mutter das Werk überlassen. Wogegen Keller übrigens eine heftige Abneigung verrät, sind überbildete Mädchen, Emanzipierte ohne häusliche Tugenden. Gewiß unmütterliche Typen!

6. Die Mutter ernährt den Sohn.

Eine ganz besonders auffallende Tatsache in Kellers Werdegang ist das *Sich-ernähren-lassen durch die Mutter* bis ins achtundzwanzigste Lebensjahr. Man kann dem Fünfzehnjährigen noch nicht recht das volle Verständnis zutrauen, wie wenig einträglich der Beruf des Malers meist jahrelang ist und woher die Mutter die Mittel zu seiner künstlerischen Ausbildung nehmen sollte. Nachdem das kleine väterliche Erbteil in München verzehrt ist, nützt der Sohn der Mutter und der Schwester Arbeitskraft aus, deren Aufopferungsfähigkeit ohne Grenze ist. Er läßt es geschehen, daß zu seinem Unterhalt der Mutter Ersparnisse, dann ein Darlehen auf ihr Haus hingegeben werden. Auch die auf München folgenden sechs Jahre in Zürich zehrt er nur die Ersparnisse der beiden Frauen auf, die fleißig arbeiten, während er vegetiert, liest, raucht, in Gast- und Kaffeehaus läuft und — ein wenig dichtet. »Ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle

Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester aufsaugt«, schrieb er einmal in sein Tagebuch.

Es handelt sich uns keineswegs um eine Kritik dieses Benehmens Kellers, der sich genug oft die schwersten Vorwürfe über dieses Nehmenmüssen machte, sondern um die Tatsache, daß sein Gewissen sich doch dabei begnügen ließ. »Sich-ernähren-lassen durch die Mutter« ist aber eine infantile Einstellung, es ist ein Regredieren oder Verharren in jenem Zustand frühern Lebens, wo die Mutter aus ihrer Brust ernährt. Je stärker diese Zeit und dieses Verhältnis dem Kinde Eindruck macht, je enger sich später erotische Neigung mit Dankbarkeit für Hungerstillen durch Anlehnung verknüpft, je größer die frühe Liebe zur Mutter ist, desto eher fixiert sich das Ernährenlassen als selbstverständlich. Wir wissen, daß Keller die Mutterbrust nicht vergessen konnte, was in verhüllter Form sich z. B. durch den unauslöschlichen Eindruck verrät, den im »Grünen Heinrich« die nackte Brust der im Schlafgewand vom Lager aufgeschreckten Schauspielerin macht. Schon diese äußeren Umstände legen es nahe, daß die Mutterbrust, die gestillt hat, wie in sonstigen psychoanalytischen Erfahrungen, auch hier das Urbild der fetischistisch geliebten Frauenbrust (-hals und -schulter) bildet. Erinnern wir uns an das im Kapitel über den Schautrieb Angeführte, aber es kann noch überdies neues Material hinzugefügt werden. Zu Schillers hundertstem Todestag verfaßte Keller das erwähnte Gedicht, in dem die Bedeutung des Tages also ausgedrückt ist:

> »Heut' ist der Ehrentag der schwäb'schen Mutter,
> Die ihren Liebling an die Brust gelegt,
> Nicht ahnend, was der Welt sie weih'voll brachte.«

Da der grüne Heinrich nach der Mutter Tod am Leben verzweifelt, heißt es: »Am besten wäre es, du lägest unter dieser sanften Erdbrust und wüßtest von nichts.« Nach der »Flucht zur Mutter Natur« schläft er »sozusagen an der Brust der gewaltigen Natur« ein. Es sind dies Beispiele, wie Keller auch in nicht sexueller Bedeutung, ja im übertragenen Sinn der Mutterbrust gedenkt. Wenn Keller (Heinrich) auch als Knabe ein Kostverächter von der Mutter einfachen Speisen wurde und die pikantere Zubereitung der Nachbarinnen lobte, braucht uns dies als Widerstand, Anspruch des Kindes nicht zu sehr verwundern. Gottfried aß noch viele Jahre gern bei Muttern, wurde überhaupt ein anspruchsvoller Esser! Das Motiv des Heimkehrenden wäre zu bereichern durch die als Symbol des Glücklich-wieder-daheim-seins regelmäßig inszenierte reiche Festmahlzeit (Salander, Pankraz etc.). Detailschilderungen von Mahlzeiten wie der des Schneiderleins als Grafen oder bei Salanders, eines Handkoffers voll Eßwaren und ähnliches sind gleichfalls anzuführen. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Psychoanalyse dem leidenschaftlichen Sauger oder Lutscher eine »stärker betonte Mundzone« zuspricht. So Veranlagte »werden später, wenn die Betonung erhalten

bleibt, Kußfeinschmecker, neigen zu perversen Küssen und bringen als Männer ein kräftiges Motiv zum Trinken und Rauchen mit« (Freud). Auch letzteres stimmt für Keller! Für den grünen Heinrich als Kußfeinschmecker ergeben sich zahlreiche Beispiele. »Wir, Anna und Heinrich, küßten uns eine Viertelstunde lang unaufhörlich«, heißt es in der ersten Fassung, in der zweiten Fassung ist die Zeitdauer unterdrückt. Als weiterer Beleg diene der schon angeführte Vergleich von Anna und Judiths Küssen. Im Traum vom August 1846 küssen die Mädchen Keller herzlich, aber vorsichtig auf den Mund. »Sie konnten, wie mich dünkte, die Küsse sehr gut und vollkommen ausprägen, ohne Geräusch zu machen, sie fielen von ihren Lippen, wie neue goldene Denkmünzen auf ein wollenes Tuch, ohne zu klingen.«

Liebeshunger und Eßlust werden öfters in Parallele gebracht: der Held des »Sinngedichtes« verschlingt »zum Zeichen seines Liebeshungers« das ihm von Hildeburg gereichte halbe Zuckerherz, Wilhelm in den »Liebesbriefen« hat bei seinen geträumten Liebesverhältnissen allzeit die größte Eßlust empfunden.

Für den Leser, der die Zusammenhänge zwischen Küssen und Essen leugnen wollte, möge der Kuß Judiths im Traum nochmals erwähnt sein: »Judith küßte Heinrich aus der Entfernung durch die Luft, daß er den Kuß auf seinem Munde fühlte, aber der Kuß verwandelte sich sogleich in ein Apfelküchlein, das er begierig aß, da er im Schlaf mächtigen Hunger empfand.« Hier muß auch das Exnersche »Freßkörbchen« Erwähnung finden, ein kulinarisches Geschenk der Wiener Freunde, das Keller in der Eile allein aufzuessen und auszutrinken begann, obwohl die Teilnahme eines Zweiten bestimmt war. Er half sich dann durch überreichliche Nacheinkäufe über sein Versehen hinweg[1] und tafelte ein zweitesmal. Daß die Liebe gern bewirtet oder die Bewirtende geliebt wird[2], zeigt sich oft in Kellers Werken. Das hausfrauliche, gastliche Mädchen, wie Luzie, Dorothea, Figura Leu, wird am stärksten geliebt. Nun führt uns aber Kellers Liebes- oder Eheideal, soweit es in seinen Werken zutage tritt, einen Schritt weiter! Das Mädchen, das man heiratet, soll nämlich reich sein. Keller verrät also viel Sinn für die Mitgift der Frau, d. h. die Tendenz, sich auch in der Ehe (die er freilich nie einging) wieder vom Weibe ernähren zu lassen hat. Als eine wertvolle Eigenschaft tüchtiger, kluger Mütter, tritt bei Keller regelmäßig deren energische Geschicklichkeit hervor, den Sohn mit einem reichen Mädchen zu verheiraten. Frau Hediger im »Fähnlein der sieben Aufrechten« bleibt entschieden Siegerin im Streite mit ihrem gestrengen Gatten, der seinen Sohn von der reichen Zimmermannstochter fernhalten will. »Schöne Freundschaft«, sagt sie, »wenn ein Freund dem Sohne des andern seine Tochter nicht

[1] Vgl. Ermatinger, Feuilleton der »Neuen Züricher Zeitung«, 1915.
[2] Vgl. die Redensart: »Die Liebe geht durch den Magen.«

geben mag! Und seit wann heißt es denn Kommunismus, wenn durch Heirat Wohlhabenheit in eine Familie gebracht wird? Ist das eine verwerfliche Politik, wenn ein glücklicher Sohn, ein schönes reiches Mädchen zu gewinnen weiß, daß er dadurch zu Besitz und Ansehen gelangt, seinen betagten Eltern und seinen Brüdern zur Hand sein und ihnen helfen kann, daß sie auch auf einen grünen Zweig kommen? Denn wo einmal das Glück eingekehrt ist, da greift es leicht um sich, und ohne daß dem einen Abbruch geschieht, können die andern in seinem Schatten mit Geschick ihre Angel auswerfen.« »Gute Partien« sind die Töchter Martin Salanders, ist Dorothea im »Grünen Heinrich« und die von den Freundinnen des Landvogts vom Greifensee, die er am ehesten geheiratet hätte: Figura Leu. Luzie im »Sinngedicht« ist gleichfalls auch durch ihren Reichtum der Ehe wert. Reiche Mädchen nehmen bei Keller nicht ungern den ärmeren Freier und schicken den reicheren fort. So Hermine im »Fähnlein der sieben Aufrechten« und Nettchen, die den armen Schneider ihrer Hand würdigt. Freilich im »Verlorenen Lachen« hängt es nur an einem Haar, daß die von des Jukundus Mutter so schlau eingefädelte Ehe mit der reichen Justine unglücklich endete.

Eine große Rolle spielt der »Gültbrief von siebenhundert Gulden, im Besitze der »Züs Bünzlin«, und die zehntausend Goldgülden von denen »Spiegel das Kätzchen« lügt, verhindern angeblich die Ehe der Besitzerin: »War einer reich, so glaubte sie, er würde sie doch nicht begehren, wenn sie nicht auch reich wäre, und von den Unbemittelten nahm sie vollends als gewiß an, daß sie nur ihre Goldgülden im Auge hätten und sich daran gedächten gütlich zu tun, und das arme Fräulein, welches doch selbst so große Dinge auf irdischen Besitz hielt, war nicht imstande, diese Liebe zu Geld und Gut an ihren Freiern von der Liebe zu ihr selbst zu unterscheiden.«

In seiner Überlegung über das so ungerechte Verhältnis zwischen den materiellen Erfolgen eines schlauen Geschäftsspekulanten und denen eines ehrlichen Künstlers, malt der grüne Heinrich auch die Feste im Hause des Reichgewordenen aus: Des jungen Paares »Reichtümer sind auf beiden Seiten so gleichmäßig abgewogen, daß keine vernünftige Störung des ehelichen Glückes denkbar ist«.

Im Anschluß an das Mitgift-Thema, das, wenn auch nicht immer mit deutlichem pro-Plaidoyer, doch auffallend oft erwähnt ist, sind ein paar Worte über Kellers Geldkomplex am Platze. Bekannt ist die dem Grafen in den Mund gelegte Äußerung, man müsse durchaus danach streben, Geld zu haben, nur dann brauche man nicht daran zu denken und sei wirklich frei. »Wenn es nicht geht, so kann man allerdings auch sonst ein rechter Mann sein, aber man muß alsdann einen absonderlichen und beschränkten Charakter annehmen.« Kellers Wesen ist nur verständlich, wenn man die Armut zu Hause und namentlich in der Fremde, das lange Jahre Nichtsverdienen in ihrer ganzen Schwere würdigt. Passiv und gedrückt, den

idealen Gütern zugewendet, nimmt er niemals einen Anlauf, seine kleinen Verhältnisse durch praktische Arbeit zu verbessern. Er hungert und geht zerlumpt einher — bis ein Sonnenstrahl, die Flöte in der Ecke blinken läßt: nun kommt ihm erst der Gedanke, sie zu verkaufen und so zu Geld zu kommen. Die Schulden, die er jedem Mann als erzieherisch zu machen empfiehlt[1], hielten ihn vom Hause fern, bis sie endlich bezahlt waren. Zu jedem einzelnen Thema unserer Arbeit gehört die Armut als dunkler Hintergrund nachgetragen! Da nun Armsein solange sein Schicksal war, waren Gewinnsucht und Spekulation — verwerflich[2]. Er mißachtete vielleicht auch aus Ressentiment die Güter, die ihm das Schicksal versagte, die zu erobern er zu schwach war. Das Kargen der Mutter und Schwester ward ihm oft zu Spott, nirgends schärfer als in den »gerechten Kammachern«. Und doch scheint er selbst neben Pedanterie — man findet die Züge im »Grünen Heinrich« und »Pankraz« reichlich geschildert — und Trotz die zugehörige Sparsamkeit, angeerbt und angewohnt, später nie aufgegeben zu haben, außer wenn es sich — um Wein und Festtrinken handelte. Als Knabe mag er jedoch verschwenderisch und nachlässig gewesen sein und der Mahnung der Mutter, die Kleider in Ordnung zu halten, bedurfte es oft. Ein früher Sammeltrieb wird im »Grünen Heinrich« berichtet und das geduldige langwierige Aufzählen »kleiner Dinge«, wie sie in einem Laden oder unter den Erinnerungen einer alten Jungfrau sich finden, scheint hieher zu gehören. Zu Ästhetentum, künstlerischen Interessen, besonders zum Malen scheint übrigens aus der Analerotik eine Strömung zu führen.

7. Angst vor Eifersucht der Mutter.

Als ein weiteres Zeichen von inzestuöser Fixierung, und damit von Liebesgehemmtheit findet sich bei Keller die Angst vor der Eifersucht der Mutter, die Sorge, sie durch Liebe zu einer andern zu beleidigen, ihr weh zu tun. Namentlich der Sohn einer Witwe (wie einer unglücklich verheirateten Frau) »gehört« ja der Mutter! Für dieses Gefühl, der Mutter durch Verliebtheit unrecht zu tun, finden sich zahlreiche, prägnante, beweisende Beispiele! Im Traumbuch Kellers ist ein Traum von zwei Mädchen, die den Träumer in ihre Wohnung nehmen und abküssen, und als es ernst werden will, schlürfen plötzlich »die alten Weiber« übers

---

[1] »Die Schulden sind für den modernen Menschen eine ordentliche hohe Schule, in welcher sich sein Charakter auf das Trefflichste entwickeln und bewähren kann.« (Gr. H.)

[2] »Wahrscheinlich werde ich mit meiner naiv beschaulichen und müßiggängerischen Weise zugrunde gehen, während die praktischen und emsigen Korruptions- und Schlendriansmenschen florieren.« (Tagebuch.)

Dach und tiefste Angst verscheucht die Kosenden. Erst war es nur ein Mädchen gewesen, daraus wurden zwei, zwei »Schwestern«. Die Vermutung, daß der Traum des Achtundzwanzigjährigen seine infantile Wurzel durch die »Schwester« verrät, liegt nahe. Hier wäre die drohende, verscheuchende Mutter leicht erklärbar.

Einmal soll ein geliebtes Mädchen aus Berlin die Mutter besuchen: aber der Sohn vereitelt es unbewußt! Er gibt ihr nur die Adresse eines Freundes, so daß das Fräulein die Mutter nicht findet! »Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, sie nicht direkt an dich zu weisen«, — heißt es später in einem Brief — »ich glaube, ich befürchtete, du möchtest etwa sonderliche Gedanken fassen und nicht wissen, was du zu der Person sagen solltest«.

In seinen Werken bringt Keller immer wieder dieses Motiv der Eifersucht der Mutter. Am feinsten angedeutet ist das Verhüllen seiner Liebesabenteuer bei Pankraz. Während er diese der Mutter und Schwester berichtet, — schlafen die Damen, die anfangs so eifrig zugehört, so hat er eigentlich seine Liebesabenteuer nicht verraten!

Nach den schwülen Szenen mit Judith tritt oft Angst vor der Mutter ein und lebhaftes Schuldgefühl. Auch Frau Amrain ist, wenigstens auf schlechten weiblichen Umgang des Sohnes, eifersüchtig. Daß sich Judith und Heinrich am Schlusse des »Grünen Heinrich«, zweite Fassung, nicht vereinigen, begründet Keller damit, »daß nicht ein zu großes Gütlichtun und Wohlleben entstehe«. So entsagen die beiden, und es bleibt ein ernst gehaltener Stimmungston bestehen, »welcher der Mutter im Grabe nicht weh tut«. Der toten Mutter soll es weh tun, daß der Sohn glücklich liebt!? Nicht ohne Rührung liest man die Worte Heyses, der vom Besuch des alten klausnerisch-einsamen Keller einen trüben Eindruck gewonnen hatte: er sehe nun ein, der grüne Heinrich hätte Judith doch heimführen sollen. Leider sei es zu spät. —

Am deutlichsten kommt der Gegensatz zwischen Geliebter und Mutter bei Dorothea zur Erscheinung. Immer wieder schwankte Heinrich zwischen Bleiben im Schloß und Nachhausereisen. Als er nicht die Reise zur Mutter fortsetzte, sondern Dorothea zuliebe blieb, »war es ihm, als ob er böse wäre auf seine arme Mutter, die da im Vaterland säße und in ihrem Schweigen die unerhörtesten Ansprüche erhöbe, alles zu lassen und stracks ein ungeteiltes Herz zu ihr zu bringen, denn in seiner Konfusion und bei der Neuheit der Empfindung glaubte er, daß es jetzt um die Liebe zu seiner Mutter geschehen sein müsse, da er eine Fremde mit solchen Augen ansah, wie er noch nie eine angesehen«. Hier war Heinrich am Punkte, sich wirklich und würdig verlieben und verehelichen zu können, aber die Mutter zog ihn fort! Nach ihrem Tode taucht noch einmal die Sehnsucht nach Dorothea auf, Heinrich schreibt einen werbenden Brief an ihren Vater. Ehe aber eine Antwort einlangt, stirbt er seiner Mutter nach.

In der zweiten Fassung sind die Liebesbande, die den verlorenen Sohn von der zu lang vergessenen Mutter abhalten,

noch reichere. Zum erstenmal ist Heinrich einem Mädchen begegnet, das frei und selbständig ihren Leib und ihre Liebe ihm anbietet, dem Arbeitsmädchen Hulda, die ihm die Augen öffnet für ein Leben in Arbeit und Liebesbefriedigung. Er verliebt sich, läßt sie aber den ersten Abend nach Hause gehen, und selbst »eine letzte Abschiedszärtlichkeit« wird durch Beobachter verhindert. Und Leidenschaft wogt durch alle seine Adern, da er »in wenigen Tagen von einem Schatz geheimer Glücksgüter Besitz nehmen soll«. In sein Quartier zurückkehrend, findet er — als Gegensatz zu zeugender Liebe — den Tod eingekehrt; die Wirtin ist im Wochenbett neben ihrem toten Kind gestorben. Ein böses Omen! Heinrich geht hilfreich benachrichtigend zur Leichenkammer: da sieht er gar ein junges Mädchen mit kaum erblühter Brust als Leiche liegen! Liebe und Tod, buhlende Liebesworte und Totenklagen mischen sich in seine Träume diese Nacht. Es siegt aber die Liebessehnsucht, und er beschließt, Hulda früher als verabredet, am nächsten Abend schon, aufzusuchen: er geht aus und begegnet dem Landsmann, der von der Mutter Not und Sehnsucht nach dem Sohne berichtet. Hulda ist vergessen, verdrängt! Statt dessen setzt jene Serie lebhaftester Träume von Mutter und Heimat ein, die ihn nicht mehr loslassen, so daß er heimwandert. Der Mutter Bild läßt ihm »Mut und Lust zur Verwirklichung der tannhäuserlichen Glückspläne« mit Hulda vergehen; er will nur noch Abschied von ihr nehmen, aber sie hat bereits einen andern gefunden. »Das ist auch eine Freisprechung«, tröstet sich Heinrich.

Zurückweichen vor der endgültigen Bindung und dem eigentlichen Liebesgenuß, scheint typisch für Keller zu sein. Hatte ich aber bisher angenommen, Keller sei nie verlobt gewesen, so muß ich nach seiner neuesten Biographie mich eines andern belehren lassen. Er war mit siebenundvierzig Jahren mit einem Fräulein Luise Scheidegger verlobt, das sich aber in Schwermut in einen Teich stürzte. Ein gefühlvolles Erinnerungsgedicht wendet sich an die geliebte Tote. Die Verlobung fand zwei Jahre nach Mutters Tode statt; wahrscheinlich wäre es dem Sohn früher nicht gelungen, die Hemmung zu überwinden. — Ein reaktives Gefühl der Ablehnung gegen die Mutter entsteht aus solchem Gebundensein; die Mutter steht der Liebeseroberung, der Weibgewinnung im Wege, wodurch ungeduldige Launenhaftigkeit, ein dunkles Ihr-Schuld-Geben am Alleinbleiben im Sohne erwächst. Ein stiller Vorwurf gegen die eigene Mutter liegt auch in den poetischen Darstellungen jener tüchtigen Mütter, die ihre Söhne vorteilhaft zu verheiraten wissen.

8. Gehemmte Liebeswahl und gehemmte Sexualität.

Keller hat bekanntlich in seinem Leben sich wiederholt verliebt, doch war diese Liebe bis auf die genannte Ausnahme — da er als ergrauter Mann verlobt war, die Braut aber in Selbstmord endete —

immer eine unglückliche. Auch dieser Umstand deutet auf eine intensive Fixierung an die Mutter. Rank[1] behauptet, daß ein im weitesten Sinne unglücklich Lieben den meisten Dichtern eigen sei, unglücklich war eben auch die erste Liebe ihres Lebens (zur Mutter).

Das Bewußtsein Kellers scheint allerdings diesen Eindruck nicht behalten zu haben, denn er äußert sich wie folgt über seine (des grünen Heinrich) kindliche Liebe zur Mutter:

»Die Erinnerung an empfangene Liebe, als ein Zeugnis, daß man ein Mal im Leben liebenswürdig und wert war, ist es vorzüglich, welche die Sehnsucht nach der früheren Jugend nie ersterben läßt. Wer nicht das Glück hatte, eine aufknospende, zarte und heilige Jugendliebe zu genießen, der hat dagegen gewiß eine treue und liebevolle Mutter gehabt, und in den späteren Tagen bringen beide Erinnerungen ungefähr den gleichen Eindruck auf das Gemüt hervor, eine Art reuiger Sehnsucht.«

Wir meinen, daß die erfolglose, nicht zur Liebesvereinigung oder Ehe führende Liebe Kellers zum großen Teil in einem Innerlich-nicht-frei-werden bedingt ist. Über sein Jünglingsalter ist uns außer der platonischen Neigung zu seiner Verwandten Henriette (im Romane Anna) nichts Reelles bekannt, da ja Judith eine vollkommen frei erfundene Figur repräsentiert. Jedesfalls folgt darauf in München ein zurückgezogenes Leben. Es heißt darüber im »Grünen Heinrich«:

»Von dem Verkehr mit Weibern war keine Rede, sondern es traf zufällig eine Schar junger Leute zusammen, welche sich darin gefiel, in diesen Dingen unberührt zu heißen oder höchstens einer Neigung sich bewußt zu sein, welche heilig gehalten und unbesprochen sein wollte. Heinrich war sogleich seiner äußeren leiblichen Unschuld froh und vergaß gänzlich, daß er jemals nach schönen Gesichtern gesehen hatte . . . Er fühlte diese ganze Seite des Lebens wohltuend in sich ruhen und schlummern, und je früher und stärker seine Phantasie und seine Neigungen sonst wach gewesen waren, um so kühler und unbekümmerter lebte er jetzt und glich einen langen Zeitraum hindurch an wirklicher Reinheit der Gedanken dem jüngsten und sprödesten der Gesellen.« Spricht schon dieser gemeldete freiwillige Verzicht für unbewußte seelische Fixierung und milde Entwicklung des Triebes, so muß die Darstellung der Liebesgeschichten des »Landvogts von Greifensee« uns hierin noch bestärken. Von ihm heißt es in der Biographie von David Heß, »er scheine heftige Leidenschaft nie, hingegen innige Anhänglichkeit in verschiedenen Epochen gegen zwei Frauenzimmer empfunden zu haben«. Aus ähnlicher Konstitution heraus hat Keller diesen Stoff gewählt. Und tatsächlich ist der ganze Aufbau der Novelle, in welcher fünf platonische Liebschaften unglücklich ausgehen, und doch eine schöne Erinnerung hinterlassen, nur unter der Voraussetzung sehr geringer Leidenschaftlichkeit des Helden denk-

[1] Vgl. Rank, l. c.

bar. Wie leicht muß dem Landvogt jedesmal die Resignation gefallen
sein, da man doch von der Novelle den Eindruck hat, sie sei eine
Apotheose des Junggesellentums. Beruhigt konnte Landolt seine ver=
flossenen Geliebten versammeln, »da er gegen keine sich einer Schuld
bewußt war«. Er besaß »einen fünffachen Spiegel der Erinnerung,
von keinem Hauche der rauhen Wirklichkeit getrübt, wohnte in
einem Turme der Freundschaft, dessen Quadern von Liebesgöttern
aufeinandergefügt worden sind!«

Die Reihenbildung geliebter weiblicher Wesen im »Landvogt«,
deren jedem man ein treues, gutes Andenken bewahrt, erinnert an das
von Freud für den inzestuös Fixierten festgestellte typische Verhalten.
Kellers Freund Petersen erhält auf seinen Einwand gegen den ledig
bleibenden Landvogt die Aufklärung, das Hauptmotiv des Novellen=
zyklus bestehe »in dem elegischen Dufte der Resignation, der
darüber schwebe«.

Unser Dichter korrespondierte bekanntlich mit Theodor Storm
und dieser vertrat immer das Recht natürlich=sinnlicher Liebe gegen=
über Keller. Auf sein Betreiben wird eine Liebesszene eingefügt,
wo Hadlaub und Fides sich finden. Storm findet Kellers Ausrede,
»seinem vorgerückteren Alter sei die Darstellung von Liebesszenen
nicht mehr recht angemessen«, ungenügend, und unverständlich bleibt
ihm das fünfmalige Entschlüpfen des Landvogts. Dem von einer
geliebten zahlreichen Familie umgebenen Storm blieb das freiwillige
Verzichten des grünen Heinrich auf Liebesvereinigung gegenüber der
Judith (und Hulda) ganz unverständlich. »Ihre liebsten Gestalten,«
schreibt er an Keller mit bewundernswertem psychologischen Scharf=
sinn, »der Grüne und Judith, Landolt und Figura, lassen, wenn
die späte Stunde des Glückes endlich da ist, die Arme
hängen und stehen sich in schmerzlicher Resignation
gegenüber, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit
und Gegenwart ans Herz zu schließen.« Storm findet diese
Ausgänge »ganz lyrisch, er möchte sagen, biographisch«, und fragt
sich, ob nicht dieses Schicksal Kellers, »der Punkt, der Spalt« sei, der
jene Roheiten und schlechten Späße aufwerfe, von denen er einige in
Kellers Werken tadelnd hervorgehoben hat. Und Keller selbst schreibt
im Anschluß an die Ablehnung von Seite Luise Riethers: »Es liegt
etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, . . . daß
in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres
und Unechtes sein muß, sei es was es wolle.« —

Fragen wir uns aber, was ist dieses Zurücktreten von
der Liebesvereinigung, so können wir nur sagen: Unfähigkeit
zum Zugreifen in der Liebe. Tragen wir unsere Überzeugungen
aus der psychoanalytischen Erfahrung heran, so bleibt uns nichts
anders übrig, als die Diagnose einer eigenartigen Liebeshemmung
zu stellen, die, wie auch sonst zumeist, ihre Grundursache in der
inzestuösen Fixierung hat. Die Betreffenden sind fähig, sich zu ver=
lieben, aber nicht fähig, sich dauernd zur Ehe zu binden, denn

im Unbewußten sind sie an die Mutter fixiert, und von dort geht eine Angst entbindende Hemmung aus[1]. Es sei hier darauf hingewiesen, daß der Hagestolz und die »alte Jungfer« nicht — wie die allgemeine Meinung ist — bewußt und freiwillig den ledigen Stand wählen und beibehalten, sowie daß deren vulgäre Gründe, wie Armut, Schüchternheit, Berufsinteresse u. dgl. nichts anderes sind, als vorgeschobene akzessorische Mitursachen und rationalisierende oder verhüllende Sekundärargumente. Die wahre Ursache ist vielmehr zumeist die infantile und nachwirkende Fixierung an Eltern (oder Geschwister), wo nicht hysterische Angst und Abneigung vor der Sexualität, Homosexualität, Perversionen, Impotenzangst aus anderen Motiven vorliegen.

Es wird uns dann manches andere begreiflich, so die kleinmütigen, die Ablehnung fast antizipierenden Werbebriefe, eine Art Angst vor der Frau. Die Befreiung, die Erleichterung, die immerhin mit bei dem Korbe ist, den der unglückliche Bewerber erhält, vor allem das sonderbare Schwelgen eines Dichters in platonischem Liebesgeschick. Und wie ein unerklärlicher Gegensatz daneben — ein Eintreten für Lebensfreude und Liebe gegenüber Verzicht und Entsagung in den Legenden! Vermutlich aus Sehnsucht, schwelgender Phantasie und als Absicht für ein zweites Leben. Liebeshemmung und sekundärer Liebesverzicht war Kellers Schicksal und greift an die tiefsten Wurzeln seiner Persönlichkeit. Die äußeren Umstände, wie der, den Dilthey hervorhob: daß er nur große, heroinenhafte Frauengestalten liebte, und diese eine Abneigung haben mußten »ein so ungleiches Bündnis« zu schließen, auch vielfach zweifeln mußten, daß er sie ernähren könne, — sind nicht die entscheidenden für sein Unverlobtsein bis zum siebenundvierzigsten Lebensjahr und sein ewiges Ledigbleiben. Unvollkommenes Lieben, Liebesschwäche, Schwanken und Schüchternheit sind ja charakteristisch für viele Künstler. Ein »Nach-innen-brennen«, das Phantasieleben ist ihr Schicksal, zu dem Liebesunfähigkeit so oft die Voraussetzung, und Fixierung an die Mutter die Grundbedingung abgeben.

Wir glauben nicht fehlzugehen, auf dieses sein »Liebesschicksal« Kellers Lebenstrübe, die ihn erst so spät verließ, zurückzuführen. Es finden sich Äußerungen Kellers, deren Pessimismus nicht hinter dem Schopenhauers zurücksteht. Er wird zu Zeiten zum Schätzer der Einsamkeit, Ablehner der Menschen, Verleugner selbst der Freundschaft. Bitterkeit enthält manche Äußerung gegen die Frauen, und in Lydia, Züs, sowie dem Fräulein im »Spiegel das Kätzchen« werden rachsüchtig kalte, berechnende Kokette geschildert. Keine größeren Gegensätze sind denkbar, als der vereinsamte Keller und

[1] Ich weise hier noch auf ein Motiv bei Keller hin, nämlich »den verbrecherischen Bruder der (erniedrigten) Geliebten«, respektive die Angst vor ihm. Solche Brüder kommen vor in der »Armen Baronin«, in »Regine« und in »Don Correa«. Man könnte das Motiv auch »Alfons«-Motiv nennen, denn es gemahnt an die gefürchteten Beschützer der Dirnen.

der vom glücklichsten Familienleben umleuchtete Storm; in ihrem Briefwechsel findet dieser Unterschied rührenden Ausdruck.

Von der Enttäuschung an den Mädchen, deren richtigen Instinkt man anerkennen muß, zieht sich Keller zu den Männern zurück, »um sich an ihrer Härte zu stärken und sich bei ihnen selbst wiederzufinden«, wie er nach Luise Riethers Absage schreibt. »Die beiden Geschlechter stehen gewissermaßen«, sagt er, »in einer Urfeindschaft . . . Jedes, wenn es verletzt ist, flüchtet zu seiner Armee«. In der Halbheit seines Liebens liegt daher auch eine Quelle von Kellers starker Neigung zum Alkoholgenuß. Nicht nur, daß er freiwillig bekennt, daß ihn unglückliche Liebeserlebnisse verzweifelt zu nächtlichen Trinkexzessen treiben, das Hinunterschwemmen auch halb unbewußter Verstimmungen gelingt am besten dem Alkohol, und die frohe allabendliche Wirtshausgesellschaft vertreibt unter Männern die weiblose Vereinsamung.

Eine Ahnung des Verhältnisses »Alkohol statt Liebe« scheint Keller gedämmert zu haben. So verspricht er Adolf Exner, für dessen eingesendete Bildnisse weiblicher Schönheiten — die Stöpsel der Champagnerflaschen zu schicken, die er habe trinken helfen: »um nur einigermaßen das Gegengewicht zu halten«. Von französischen Büchern blieb ihm der »Onkel Benjamin« eines der liebsten: es sei auch eines der wenigen, in dem, statt Ehe gebrochen, getrunken werde.

Kellers Vorliebe für den Alkoholgenuß verdient noch einige Betrachtungen. Der Alkohol war nicht nur, wie erwähnt, ihm als Mutmacher besonders vor Liebesabenteuern erwünscht, sondern Genußmittel, das er im Freundesgasthauskreis oft bis zum Übermaß genoß, so daß, mehr als richtig, Anekdoten in Zürich umgingen. Es kam dann, besonders im Schmerz über Liebesenttäuschung, gelegentlich zur Wanderung von Wirtshaus zu Wirtshaus, bis durch ein Huteintreiben oder Durchprügeln eines Unschuldigen eine Befriedigung eintrat. Der Wein wurde für einen Kenner wie Keller auch ein Charakterprobemittel: Der rechte Mann verträgt bei ihm viel, der böse oder schlechte trinkt — sauern!

Der Tisch mit den Abendgenossen und der Wein waren für Keller der Höhepunkt des Tages, die Einsamkeit in der amusischen Häuslichkeit hatte ein Ende, die Lebenstrübe des freilich oft schweigsamen Junggesellen war von der Heiterkeit der Genossen vertrieben, er fand Verständnis, das ihm von den simplen Hausgenossinnen versagt war. Er glich darin dem Freund Böcklin, dessen »Verhältnis zum Wein wie reinste Harmonie klingt, wie ein Vorbild einer glücklichen Ehe« (Freud). Man findet nicht nur Freundschaft beim Wein, man hat auch die Geselligkeit der Männer gesucht. Sublimierte gleichgeschlechtliche Neigung hat hier ihren Anteil. Wer zur Frau kein Verhältnis findet, kommt zum männlichen Tischkreis; zur Frau findet aber oft kein Verhältnis der, welcher männliche Beziehung vorzieht. Enttäuschung und ungestillte Sehnsucht nach beiden Seiten ertränkt der Wein. —

Es sei endlich darauf hingewiesen, daß gewiße Träume unseres Dichters die Vermutung gestatten, daß eine sexuelle Schwäche (Impotenz) und Angst davor bei ihm vorlagen. Vor zwei Jahren habe ich in einer kleinen Arbeit darauf hingewiesen und die Ätiologie in seine Inzestfixierung verlegt[1]. Eine solche psychische Impotenz braucht nicht konstant zu sein, sie kann vorübergehend sein, oder z. B. nur der höher Bewerteten gegenüber auftreten, vor dem erniedrigten Liebesobjekt aber weichen.

9. Die Schwester Regula.

Schwester Regula war um drei Jahre jünger als ihr Bruder Gottfried, es liegt daher sehr nahe, sie mit den regelmäßig zwei oder drei Jahre jüngeren Mädchen in Zusammenhang zu bringen, die der Dichter in seinen Kinder-Liebesgeschichten als so muntere, aktive und liebessüchtige geschildert hat. Unwahrscheinlich erscheint die Vermutung dieser Vorbildlichkeit nur durch das spätere trübselige Bild der altjungferlichen Näherin oder Haushälterin gemacht, gehen wir aber dem Bilde des Schwesterleins nach, wie es im »Pankraz« konterfeit ist, so drängt sich die Analogie so recht auf. Übermütig und spöttisch, den träumerischen, empfindlichen Bruder nicht schonend, sondern reizend, so ist Estherchen dargestellt. Sie läßt sich nichts gefallen, ist unbefangener als der Bruder und daher dem trotzigen Schmoller überlegen. So zieht Pankraz den kürzeren und, da ihm die Schwester wieder einmal das Beste weggegessen und ihn noch schadenfroh verlacht hat — flieht er. Im »Grünen Heinrich« ist Regula weggelassen, aus der Welt geschafft und war darüber nicht wenig gekränkt, indem sie annahm, der Bruder schäme sich ihrer. Man kann sich der Annahme nicht entziehen, daß Kellers Phantasie vom Stoff der Novelle »Romeo und Julia« nicht so angezogen worden wäre, und er nicht die Kinderliebe dazugedichtet hätte, wenn nicht ein solches zärtlich-kameradschaftliches Kinderverhältnis von ihm erlebt und poetisch weitergesponnen worden wäre, und zwar wahrscheinlich mit Regula. Daß jenes Paar so viele düstere Hindernisse, Tod und Verfall der Eltern und des Vaterhauses, erst überwinden muß, um einander für einen heimlichen Tag zu finden und damit — als wäre die Liebesvereinigung ein Verbrechen — in den Tod geht: dieser dunkle tragische Weg gemahnt an ein verhülltes inzestuöses Verhältnis, besonders durch das gemeinsame Sterben[2].

[1] E. Hitschmann, »Über Träume Gottfried Kellers«, Internat. Ztschr. für ärztl. Psychoanalyse 1913. (Flugträume mit Absturz, sowie Prüfungsträume.) — Vgl. auch den Hinweis auf den Kastrationskomplex, Anm. S. 236.

[2] Vgl. Ernst Jones, »Das Problem des ‚Gemeinsamen Sterbens', namentlich mit Bezug auf den Selbstmord Heinrich von Kleists«. Zentralbl. für Psychoanalyse, I. Jahrg. 1911. — Ein »gemeinsames Sterben« mit der Mutter ist auch das Ende des »Grünen Heinrich« in der ersten Fassung. — Vgl. auch J. Sadger, »H. v. Kleist«, Wiesbaden 1910.

Daß Regula nicht immer eine Heilige war, ergibt sich aus den »geistlichen Ermahnungen«, die der Bruder an die Mutter schreibt[1].

»— — so muß man heutzutage einem ehrbaren Mädchen immer mehr Zurückgezogenheit und Einfachheit wünschen, je weniger solche es noch gibt. Du hast daher gewiß auch alles Recht, Dein mütterliches Ansehen in dieser Hinsicht zu gebrauchen und scharf darauf zu sehen, mit wem Regula geht und wohin. Daß sie nicht in eine Mäusefalle gesteckt werden darf, versteht sich von selbst, allein das häufige Umherspazieren und Ausgehen, die Promenaden beim Mondenschein etc. sind sehr verwerflich für ein bürgerliches Mädchen, und ich muß nur wiederholen, daß ich hier schon oft gesehen habe, wie sich rechtliche Eltern täuschten, welche glaubten, eine brave Tochter zu besitzen, während diese sich unterdessen nicht auf die schönste Art aufführte, wenn sie unter ihren saubern Gespielen — — —«

In einem anderen Brief heißt es:

»Aus Frauenzimmern, welche allein in der Fremde herumreisen, ist noch nie etwas anderes geworden, als was ich nicht sagen mag! ... Es scheint mir überhaupt nach dem, was Du mir früher geschrieben hast, daß Regula die Maskenbälle besuche usw., es sei aus dem stillen Kinde, wie man sie immer nannte, ein ziemlich flatterhaftes Geschöpf geworden, und ich muß Dich nur dringend bitten, daß Du sie nicht allein oder mit anderen jungen Subjekten auf Tanzplätze gehen lässest, sondern nur mit ordentlichen Leuten, oder wenn Du selbst dabei bist, denn ein ordentliches Mädchen läuft nie allein, ohne eingeladen zu sein, auf den Tanzböden herum.«

Regula hat später genau wie ihre Mutter nur für Gottfried gelebt. Auf die Ehe verzichtete sie trotz Bewerbern der Mutter zuliebe, was soviel heißt, wie dem zuliebe, der der Mutter Inhalt und Lebenszweck war, für den beide arbeiten, darben und sparen mußten: für den Dichter. Er war auch ihr Ersatz eines Mannes, für den man lebt, wie er es seiner Mutter war. So identifizierte sie sich denn ganz mit der Mutter und wurde ganz selbstverständlich, nachdem sie lange genug als Näherin in die Häuser gegangen war und als Schirmverkäuferin hinter dem Laden gesessen hatte, die Nachfolgerin der Mutter, indem sie noch fünfundzwanzig Jahre dem Bruder — geizig und überreinlich, gütig und brummig wirtschaftete. Verständnis für sein Schaffen fand er allerdings auch bei Regula nicht, sie las lieber spannende Romane!

Wenn auch einem tieferen gesellschaftlichen Niveau angehörig, erinnert Regula an die liebesgehemmten Schwestern anderer berühmter Männer, so z. B. Schopenhauers. Wir wissen, daß Keller in seinen besten Jahren auf das Geld angewiesen war, das er von zu Hause erhielt, das Mutter und Schwester erwarben oder ersparten. Eine Verheiratung Regulas wäre ihm wohl

[1] Vgl. Ermatinger-Bächtold, II. Bd.

hinderlich gewesen, da es nur ein einfacher Handwerker gewesen wäre, der die Unschöne gewählt hätte, mochte dem Eifersüchtigen auch dies nicht recht sein. So lege ich mir Kellers Spott in den »Kammachern« aus, der sich so beißend über die Handwerksgesellen als Bewerber ausgießt. Züs heißt auf holländisch — Schwester: ein unbewußter Verrat, daß Züs Bünzlin Züge Regulas trägt. So denke ich, hat Keller die Kleinodien der kleinen lackierten Lade zum Teil bei Regula aufgestöbert. Züs ist Sammlerin nichtigster Dinge, sparsam und reinlich, pedantisch und prüde geschildert. Voll intellektuellen Dünkels gibt sie phrasenhafte Moralpredigten von sich, und bedeckt ganze Bogen mit geschriebenem Geschwätz. Das Sexuelle ist ihr ganz entwertet, die Liebe und Ehe eine reine Geldsache. Wenn wir Züs hier schilderten, ist es weniger, um Kellers Schwester — von der wir ja Näheres nicht wissen — in Analogie zu bringen: als um die analen und zwangsneurotischen Züge hervorzuheben. Aktivität, aggressivere Erotik in der Kinderzeit wäre ein Korrelat dazu. Der Gedanke an erotisches Spiel zwischen Regula und Gottfried bleibt natürlich nichts anderes, als Vermutung. Doch sei noch erwähnt, daß Keller von einem Gedicht Storms, das »Geschwisterblut« heißt und Inzestgefühle zweier Geschwister behandelt, sich auffallend befriedigt zeigte. Das verwaiste Paar, das sich vergebens an den Papst gewendet hat, beschließt zu sterben:

> »Wir wollen zu Vater und Mutter geh'n,
> Da hat das Leid ein Ende.«

»Die zwei Schlußzeilen«, schreibt Keller an den Dichter, »sind alles, und dies alles ist die ergreifendste Lyrik, die es geben kann, es stimmt jedes Herz, das nichts von Inzest ahnt, weich und traurig und tröstet es zugleich.« Kannte Keller Inzestgefühle gegen die Schwester? Gewiß nicht bewußt, oder als Erwachsener.

IV. Der Vater und die Ideale.

»Je dunkler die Ahnung ist, welche ich von der äußeren Erscheinung meines Vaters in mir trage, desto heller und klarer hat sich ein Bild seines innern Wesens vor mir aufgebaut und dies edle Bild ist für mich ein Teil des großen Unendlichen geworden, auf welches mich meine letzten Gedanken zurückführen und unter dessen Obhut ich zu wandeln glaube.« — — »Ich kann mich nicht enthalten, oft Luftschlösser zu bauen, wie es mit mir gekommen wäre, wenn mein Vater gelebt hätte und wie mir die Welt in ihrer Kraftfülle von frühester Jugend an zugänglich gewesen wäre ... Wie mir das Zusammenleben zwischen Brüdern ebenso fremd als beneidenswert ist, so erscheint mir auch das Verhältnis zwischen Vater und Sohn um so neuer, unbegreiflicher und glückseliger, als

ich Mühe habe, mir dasselbe auszumalen und das nie Erlebte zu vergegenwärtigen.«

Diese schönen Worte über das Verhältnis zum Vater stammen aus dem »Grünen Heinrich«. Weiter heißt es: »Der Mensch rechnet immer das, was ihm fehlt, dem Schicksale doppelt so hoch an als das, was er wirklich besitzt, so haben mich auch die langen Erzählungen der Mutter immer mehr mit Sehnsucht und Heimweh nach meinem Vater erfüllt.« Kellers klares Erinnern an den Vater reichte nicht über die Witwenzeit der Mutter zurück. Nur eine deutliche Erinnerung (Deckerinnerung) stammt aus dem vierten Lebensjahr und fällt auf einen einzelnen schönen Augenblick, da der Vater an einem Sonntag Abend auf dem Felde das Kind auf den Armen trug, eine Kartoffelstaude aus der Erde zog und ihm die anschwellenden Knollen zeigte, schon bestrebt, Erkenntnis und Dankbarkeit gegen den Schöpfer in ihm zu erwecken. Des Vaters grünes Kleid, die schimmernden Metallknöpfe, wie die Erbauung der mitspazierenden Mutter und der Mägde über Vaters gleichzeitige schöne Reden blieben auch im Gedächtnis. Wir werden sehen, wieviel verdichteten Inhalt diese Szene aus dem »Grünen Heinrich« in sich birgt. Der Vater, ein Drechslermeister, war ein schwungvoller Idealist, der das Neue, Poetische, über den Alltag Hinausgehende suchte. Er schriftstellerte, dichtete sogar gelegentlich und war ein sozial und politisch tätiger Bürger. Der Sohn vernahm überall das Lob seines verstorbenen Vaters. »Angesehene Männer begrüßten ihn mit Achtung als den Sohn des rechten Mannes, und erzählten ihm vieles von seinem Vater«, so heißt es in einer Materialnotiz zum »Grünen Heinrich«. Sein Interesse für eine sittlich-religiöse Erziehung, seine Schillerverehrung sind begründet überliefert. Die Deckerinnerung zeigt uns sein belehrendes Schönreden, die Wurzelknollen stehen vielleicht für vom Sohne vermißte Aufklärung über Zeugung oder Abstammung[1].

Will man den Einfluß des Frühverstorbenen auf den Sohn verstehen, so darf der frühe Tod weder übersehen noch überschätzt werden. Bis zum fünften Lebensjahr dürfte das meiste der ambivalenten Vatereinstellung bereits im Unbewußten fertig gebildet sein, anderseits muß die Abwesenheit des Vaters die Gegensätze mildern, worauf bei Keller bereits Ferenczi hingewiesen hat[2]. Freilich ist das Charakterbild des Stiefvaters, den Gottfried vom siebenten Lebensjahr an hatte und der nach Jahren im Bösen schied, von den Biographen fast gar nicht beachtet worden. Er ist wohl das Vorbild jenes die Mutter umwerbenden Erstgesellen in »Frau Regel Amrain« und muß Eifersucht und andere Gefühlserregungen genug erzeugt haben. Das Höherhinaus-wollen, der Zug zum Künstlerischen und Pädagogischen scheinen

[1] Vgl. Kellers Prüfungsträume des Autodidakten.
[2] Ferenczi, Internat. Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse, 1914, Heft 2.

aus Identifikation mit dem Vater herzustammen[1]. Wir finden öfter Vater-Imagines, wie insbesondere den für Malerei so interessierten, hochgebildeten, edlen Grafen, dem der grüne Heinrich schon im ersten Romanentwurf auf seiner Lebensreise begegnet und in Respekt zugetan wird, der Graf fährt mit ihm im Reisewagen und schließt unter politischen Gesprächen Freundschaft. Kunstförderung, politische und religiöse Problemstellungen, väterliches Beraten charakterisieren ihn. Er gibt später Heinrich als Gast des Schlosses einen herzlichen Kuß, was dieser gerührt erwidert: Heinrich lag noch im Bett, und seine »Augen füllten sich mit salzig heißem Wasser, da er endlich einen solchen älteren Männerfreund gefunden nach langem Irrsal«. Die Grafengestalt veranlaßt den Jüngling zu dem Satz: »für einen ordentlichen Menschen ist es ebenso wohltuend und erbaulich, einen wohlbestellten, schönen und rechten Mann zu sehen, als schöne und gute Frauen«. Die Figur des Grafen wird für beeinflußt gehalten von der Person Feuerbachs, der auf Keller in Heidelberg so tiefen Eindruck gemacht[2]. Von seinem Verhältnis zu Gott, das ja meist von dem zum Vater so deutlich beeinflußt wird, kommt der grüne Heinrich nicht los. Dem Knaben ist Gott eine Art Vater, der Ernährer, der für den Kleinen sorgt. Vaters edles Bild wird aber für ihn »auch ein Teil des großen Unendlichen«. Wie die Mutter simpel lehrte, war Gott »klar und einfach der versorgende und erhaltende Vater«. Heinrich ist von ihm begleitet, Gottvater muß auch das Malerwerden billigen: er hatte »einen großen und mächtigen Kunstgönner erworben,« heißt es, »der unsichtbar über die dämmernde Welt hinschritt«. Vom Vater erbt Heinrich die Festtagsfreude und Freude am Glockengeläute in der Kirche, aber auch den Freiheitssinn gegen Übergriffe des Ultramontanismus und Unduldsamkeit orthodoxer und heuchlerischer Pfaffen, wie insbesondere im »Verlorenen Lachen« zu sehen ist. Die Bußpredigt bei seiner Konfirmation vertreibt ihn für viele Jahre aus seiner Kirche. Ein schlichtes Gottvertrauen aber bewahrt er sich. »Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben«, schreibt Keller einmal der Mutter. In Heidelberg lernt Keller bei Feuerbach, daß Gott nur eine anthropomorphe Menschenerfindung ist und wird ein Leugner Gottes und der Unsterblichkeit, wie es sich im Gespräche mit dem Grafen im »Grünen Heinrich« widerspiegelt. Später hat Keller wieder eingelenkt und maßvolleren Anschauungen gehuldigt und ist zum Gott des Vaters zurückgekehrt. Die »gut protestantische Verspottung katholischer Mythologie«, die er sich in den sieben Legenden geleistet hat, zeigt noch seinen Freimut. Als kleiner Knabe — war es zur Zeit des Stiefvaters? — beging er Gotteslästerungen, »erlag der Versuchung, vorzüglich vor

---

[1] Daß der Roman »Der grüne Heinrich« heißt und Grün die Leibfarbe von Vater und Sohn war, beweist ebenfalls für des letzteren Identifizierung.

[2] Vgl. »Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach« von Hans Dünnebier. Internationaler Verlag für Literatur, Zürich, 1913.

dem Einschlafen Gott derbe Spottnamen, selbst Schimpfworte anzuhängen« — was der grüne Heinrich »ein unbewußtes Experiment mit der Allgegenwart Gottes« nennt. Interessant ist auch, daß der kleine Heinrich sich Gott als Turmhahn oder Bilderbuch-Tiger vorstellt, was an Totem-Tiere gemahnt.

Auf ablehnende Einstellung weisen auch des Knaben Trotz, Tischgebetverweigerung, das Schmollen (wie es im Pankraz geschildert ist), Lügen, Stehlen etc.

Es wurde bereits die Frage aufgeworfen, ob nicht die Figur des Seldwylers, der in gewissen Jahren in das Ausland geht, meist nach angemeldeter Krida, seine Frau im Stich läßt, ein Spekulant, Kannegießer usw. ist, ob diese Figur nicht schon in der Phantasie des Knaben geboren wurde, da er die Mutter in kümmerlichen Verhältnissen im Stich gelassen sah, vom toten Vater vielleicht hörte, oder es aus den Träumen der Mutter schloß, er sei nur verreist. Auch Salanders Figur, besonders aber Vater Amrain zeigen Analogien. Der Knabe wollte nun trotzig ablehnend nicht den Ersatzmann des Vaters spielen, mit niedrigem Handwerk die Mutter erhalten, sondern — »höher hinaus« — Künstler werden, reisen, der Vaterstadt, die ihn von der Schule relegiert hatte, imponieren. Verständnis für sein Lebenswerk fand Keller bei Mutter und Schwester nicht; so sanken sie zu treuen Hausmagdgestalten herab. Den geistigen Mentor phantasierte er in den toten Vater. Große Geister — das sind seine »Ersatzväter«! Goethe, Homer, Rousseau, später Feuerbach, ganz besonders Jean Paul üben großen Einfluß aus, werden verehrt und geliebt. Über letzteren heißt es im »Grünen Heinrich«: »Dazumal schloß ich einen neuen Bund mit Gott und Jean Paul, welcher Vaterstelle an mir vertrat . . . Ihn werde ich nie verleugnen, solange mein Herz nicht vertrocknet!« Bei den andern Geisteshelden sei man nur zu Gaste: »bei ihm aber liegt man an einem Bruderherzen!« Das reinste Vorbild idealen Strebens und Kampfes ist ihm Schiller, wie ihn auch sein Vater über Alle geschätzt hat. Im Sinne seines toten Vaters, der das Ideal eines Bürgers vorstellt, ist auch der politisch-erzieherische Einschlag in Kellers Werken, so z. B. der Rat des Grafen: seine Kräfte öffentlicher Tätigkeit zu widmen; ferner vieles Tendenziöses im »Salander«. Salander ist Lehrer gewesen und trägt damit ein äußeres Zeichen für das Recht, zu erziehen und darüber zu reden. Er zieht ebenso belehrend mit der Familie ins Grüne, wie der Vater in jener Deckerinnerung in die Felder. Keller hat übrigens so reiche pädagogische Anregungen gegeben, daß er zu den großen Vorläufern der modernen pädagogischen Reformbewegung gezählt werden muß[1]. Vielleicht wurde gerade durch den Ausschluß aus der Schule das Interesse geweckt!? Da der Maler Römer Lehrer Kellers wird, fallen warme Worte, die an antike

[1] Vgl. Ernst Hierl, »Die Entstehung der neuen Schule«, G. Teubner, Leipzig, 1914.

platonische Liebe gemahnen: »Nichts gleicht der Neigung eines Jünglings zum Manne, von welchem er weiß, daß er ihm sein Bestes zuwenden und lehren will, und den er für sein untrügliches Vorbild hält.« Für künstlerische, staatsbürgerliche und körperliche Erziehung tritt Keller — angetrieben durch eigene Lücken — besonders energisch ein. Unter andern Hoffnungen für künftige Nationalfeste, spricht er im Aufsatz »Am Mythenstein« auch die hypermodern anmutende »Ahnung einer künftigen allgemeinen Kultur körperlich-rhythmischer Bewegung« aus. — Ein erschütterndes Beispiel des Kampfes zwischen Kindesnatur und Erziehungsunnatur ist die Geschichte vom »Meretlein«. Dem Thema der Berufswahl ist der »Grüne Heinrich« gewidmet, Läuterungen durch das Leben finden sich in den Seldwyler Geschichten, namentlich in »Pankraz der Schmoller«. Man gedenke auch der Bemühungen um »Herrn Jaques«, denen der Rahmen um die Züricher Novellen gewidmet ist. Eine pädagogische Tendenz findet sich allenthalben, und Köster sagt in bezug auf das Didaktische mit Recht: »Die Liebe im engsten Sinne, Frauenliebe, ist nicht das eigentliche Thema dieses Dichters gewesen, weder in der Dichtung noch auch im Leben.«

Daß des Vaters Dasein so bald endete, hat das Verhältnis des Sohnes, wie bemerkt, zu ihm rein erhalten, von Ambivalenz befreit, weniger Kämpfe und Rivalität waren da, als in anderen Entwicklungen. So ist Keller politisch kein Radikaler geblieben, kein Revolutionär geworden. Auch trat der Bruch nicht ein, da sonst der Heranwachsende, objektiv werdend, das infantile Ideal, das in der Wirklichkeit nicht ohne Flecken ist, enttäuscht richtigstellen muß. Zum engeren Thema sublimierter Gleichgeschlechtlichkeit bei Keller sei auf seinen ausgesprochenen Sinn für Freundschaft, z. B. seine sentimentale Jugendfreundschaft und seinen Briefwechsel mit jenem Kauz, der seine schwärmerischen Antworten irgendwo abschrieb, hingewiesen, ferner auf die zahlreichen Männerfreundschaften späterer Jahre: mit Baumgartner, Freiligrath, Hermann Hettner, Adolf Exner, Heyse, Storm, Böcklin, Petersen und anderen. Die wertvollsten Blüten seines ehrlichen, klugen Denkens, seines geistreichen Kritisierens, seines Humors und seines getreuen Fühlens finden sich in den Briefen an diese Freunde. Durch Jahrzehnte war die Abendrunde mit Männerrede, Männerscherz und Männertrunk Kellers einzige Geselligkeit. Keller war nicht blind für Mannesschönheit. Die Feste, wo Männer heiter und mit höheren Zielen beisammen sind, bieten ja Gelegenheit für die Gefühle unbewußter, sublimierter gleichgeschlechtlicher Neigung. Man denke an die Schilderung des Fahnenträgers Jukundus im »Verlorenen Lachen«: eines schlank gewachsenen jungen Mannes mit bildschönem Antlitz und freudeheller Baritonstimme. »Als er sein Lied geendet, schaute er lächelnd zurück und man sah das schöne Antlitz in vollem Glücke strahlen, das ihm jeder gönnte, da ein eigentümlich angenehmes Lachen, wenn es sich zeigte, jeden für ihn

gewann . . . Er wurde mit allgemeiner Zärtlichkeit schlechtweg der Jukundi genannt.« Ferner sei in diesem Zusammenhang hingewiesen auf das wiederholte Darstellen von Transvestiten (»Sinngedicht«) oder scherzhaften weiblichen Verkleidungen von Männern (Landvogt, Amrain). Zwei Motive haben wir schon im Früheren auf den Vater zurückgeführt: Das Motiv »Vater — Tochter« als Paar, ferner das Heimkehrmotiv mit Anklängen an Odysseus und Ahasver. Auch Maler Römer und das milde zur Arbeit erziehende und beerbte Trödelmännchen, sind Vatergestalten. Eine ganz prächtige Vaterfigur ist endlich der Schneider Hederich, rührend sein cholerisches, heimlich stolzes Verhältnis zum begabteren Sohn. Auch Arnold im »Salander« hätte (im zweiten Band) den Vater übertreffen sollen; leider hinderte der Tod Kellers das äußere Werden dieses zweiten Bandes.

Wir sehen, auch der Vater war für Kellers Entwicklung und Werk von großer Bedeutung.

Fast nur auf Sehnsucht, Erinnerung und Nachstreben baute sich des Sohnes Liebe auf. Dieses Vorbild aber war aus edlem Holz geschnitzt und führte den armen kleinen Knaben aus dem beschiedenen und allzu engen Kreis des mütterlichen Hauses hinaus, in die Ferne und in die Höhe! Den geistigen Idealismus, das Gefühl für die Allgemeinheit, für stolzes Bürgertum und für männliches Ansehen, für Welterfahrenheit, den freisinnigen Gottesglauben, den Zug zur Bildung, zur Kunst und Dichtung — all das dankt Keller dem Vater.

V. Zusammenfassung.

Ehe wir an eine Zusammenfassung unserer Resultate gehen, ist es wohl am Platze, unsere psychoanalytische Arbeit zu rechtfertigen.

Sie ist im Bewußtsein geschrieben, zwar eine einseitige Betrachtungsweise anzuwenden, aber eine überaus produktive, die Neues und Wertvolles zum Verständnis von Kellers Persönlichkeit beibringt. Daß z. B. die Einwirkung von Zeit und Milieu hier vernachlässigt ist, liegt in der Beschränkung, die sich die Arbeit begreiflicherweise auferlegt. Daß manches Resultat nur Vermutung bleibt, ist bei der psychoanalytischen Untersuchung dieses großen Toten notwendig: denn wenn uns auch die Endresultate der psychischen Entwicklung vorliegen, ist das Spiel der Kräfte mangels Kenntnis ihrer Quantitäten doch nicht überall ein sicher durchschaubares und abwägbares. Man bedenke auch die großen Schwierigkeiten, die durch die falsch angebrachte Diskretion der Biographen entstehen; die z. B. die Bedeutung eines Stiefvaters, von dem sich die Mutter nach Jahren trennen muß, so unterschätzen, daß sie mit wenigen Zeilen über die Tatsache hinwegeilen!

Es wird unter den Kennern und Verehrern Kellers gewiß solche geben, die um so mehr Anstoß an einer »vor den Kleidern der Seele« nicht haltmachenden Forschung nehmen, weil Keller selbst wiederholt sich gegen intimere psychologisch-literarische Untersuchungen gewendet hat. Ermatinger, der sowohl von der Verwaltung des Kellerschen Nachlasses, wie vom Verlag Cotta begünstigt, die erste Fassung des »Grünen Heinrich« neu herausgeben durfte und die Bächtoldsche Biographie ergänzt hat, dieser verdienstvolle Literarhistoriker wendet sich mit Recht im Interesse der Keller-interessierten Forscher und Laien gegen das Niebuhrsche Wort: »Es sei nicht gut, daß die Welt jeden bis ins Innere kenne, es gebe Kleider der Seele, die man ebensowenig abziehen sollte, wie die des Körpers.« Wo Erkenntnis und Verstehen zutage gebracht werden, kann eine rein persönliche, subjektiv begründete Abneigung gegen die Forschung, gegen gewisse Wege und Einzelheiten ihrer Resultate, nicht geschont werden! Wir haben gesehen, daß Kellers Entblößungsabneigung aus seinem Triebleben entsprang, und dieses Resultat erklärt uns des Dichters Einwände gegen Kritiker wie Erich Schmidt, Vischer, Auerbach und Emil Kuh. »Die Scherersche Germanistenschule hört auch bei den Lebenden das Gras wachsen und will besser wissen, woher und wie sie leben und schaffen, als diese selbst.« (Brief an Storm.) Seine Empfindungen über die psychologische Sektion durch Kritiker wie Vischer und Auerbach seien nicht sehr genierlich (Brief an Widmann), »denn wo die Herrn Anatomen, so erfreulich und fördernd ihre Arbeiten sind, das psychologische Gras im betreffenden Objekt wollen wachsen hören, sind sie meistens auf dem Holzweg, und der Betreffende kann dazu lachen«. Über Kuhs wertvolle Hebbelbiographie fallen die strafendsten Worte (Brief an Vischer): Es sei ein Wühlen und Grübeln in schadhaften Hautstellen und hohlen Zähnen: »Ich glaube nicht, daß punkto Menschlichkeiten einer das Recht hat, die Rousseausche Offenheit und Geschwätzigkeit im Namen eines andern so weit zu treiben in Dingen, die zuletzt nur der leidende Teil selber ganz fühlt und kennt und mit dem nötigen Selbsterhaltungstrieb behandeln kann.« Kellers Entrüstung scheint uns hier auffallend heftig, das Maß sonstiger Abneigung von Künstlern und Dichtern gegen psychologische Untersuchung übertreffend. Ein so energischer Widerstand gegen Preisgabe des Persönlichsten ist uns aber wohlbekannt, als Zeichen von »schlechtem Gewissen«, intensiven Triebkämpfen und Verdrängungen oder bewußterer neurotischer Züge. Schopenhauer sagt mit Recht, die Frage nach der Willensfreiheit sei wirklich ein Probierstein, an welchem man die tief denkenden Geister von den oberflächlichen unterscheiden könne. Keller aber ist kein Anhänger des Determinismus, wenigstens setzt er dem freien Willen im »Grünen Heinrich« ein Denkmal. (2. Fassung, IV. Band, 2. Kapitel »Vom freien Willen«.) In diesem Sinn war Keller ein schlechter Psychologe!

Was wir durch unsere Untersuchung an diesem »wunderlichen und genialen Menschen« gefunden haben, berichten wir ohne Scheu.

Aus dem Spiel der frühen Kräfte und Leidenschaften entsteht gerade der Drang zur Produktion und je mehr es einst gärte, desto glühender ist der Wein. »Keller war gar kein einfacher Charakter, er war sehr zusammengesetzt, sehr verwickelt«, hat C. F. Meyer richtig erkannt. Eine tiefere Differenz ihres Wesens mag C. F. Meyer ungerecht, oder doch allzu streng gemacht haben, ihm mißfiel die Ambivalenz des Gefühls gegen die Mutter bei Keller und er rügte auch Salanders Zögern vor der Heimkehr zu der Gattin: »Daß Salander vorher ins Wirtshaus geht — ist unglaublich roh, aber es ist kellerisch, er hätte das fertig gebracht. Das Verhalten des grünen Heinrich gegen seine Mutter ist auch kellerisch.« Wir lassen uns nicht in den Streit ein, mit wieviel Recht Bächtold in bezug auf Keller die Worte wiederholt hat, die ein österreichischer Literaturhistoriker über Grillparzer schrieb: »Es habe ihm das tiefe Wohlwollen für seine Nebenmenschen, aber auch für sich selber gefehlt.« Dabei sagt Bächtold, »fügte Keller sich selbst mehr Leid zu, als den andern . . . Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung, nirgends eine ganz innige Freundschaft.« Für uns ändert dies nichts am Interesse für die Persönlichkeit Kellers und die ruhmreichen Werke, wir halten nur das lange Zurückhalten jener Briefe im Nachlaß, die Beweise enthalten sollen, für überflüssig. — In seiner subjektiven Periode, der wir vor allem den »Grünen Heinrich« verdanken, hat Keller selbst oft streng und offen über sich geurteilt. So schrieb er in München (1841) nieder:

»Ich treibe wie ein Schiff auf wilder Flut,
Das, günst'gen Wind entbehrend, nicht dem Strome
Zu widersteh'n vermag. So bin ich täglich
Entschlossen, meinen Lastern zu entsagen,
Gewohnheit, Umständ' und Versuchung schleudern
Mich wiederum ins Meer. —« . . .

Auf unbewußte Kämpfe, frühe Unterdrückungen deutet auch Kellers lebhaftes Traumleben, das ihn eine Zeitlang so erfüllte, daß er ein Traumbuch anlegte. Eine Orgie des Träumens leistet sich auch der grüne Heinrich vor seiner endgültigen Heimkehr zur Mutter. Ehe wir aber feststellen, inwieweit unsere Nachforschung in Kellers Wesen und Werk das bestätigt, was die Psychoanalyse am Künstler und Dichter als Treibendes erkannt hat[1], seien vorerst einige Hauptpunkte unserer Resultate angeführt.

Auffallend stark ausgebildet ließ sich der Schautrieb nachweisen, der von dem Sexualtrieb einen intensiven Zufluß erhielt. Vom »Grünen Heinrich« auf Keller schließend, gestatteten wir uns auch diesen als ursprünglichen Voyeur anzusehen, der das Beschauen

[1] Vgl. Rank.

weiblicher Nacktheit liebte, vermutlich schon bei der Mutter, und das sexuelle Schauen sich verbot. Sein künstlerisches Streben, vom Schautrieb in die Richtung Malerei gelenkt, fand durch die Verdrängung, die ihm das Aktmalen unmöglich machte und nur das Phantasieren von Landschaften gestattete, — eine Hemmung. Ursprünglich zum Dichter, Erzähler begabt, gelangte Keller, erst als Maler gescheitert, endgültig zur dichterischen Tätigkeit. Früh schon hatte »das Malerwesen durch anhaltendes Bücherlesen und Anfüllen wunderlicher Schreibebücher« Unterbrechung erfahren. Wenn wir Keller selbst fragen, so sprach er sich im Aufsatz »Autobiographisches« (1876) das ursprüngliche Talent zum Malen ab:

»Die Frage des Berufenseins läßt sich nach meiner Meinung mit dem trivial scheinenden Satze beantworten: dasjenige, was dem Menschen zukommt, kann er bis zu einem gewissen Grade schon im Anfang, ohne es sichtlich gelernt zu haben, oder wenigstens ohne daß ihm das Lernen schwer fällt; dasjenige, dessen Erlernung ihm schon im Anfang Verdruß macht und nicht recht von statten gehen will, kommt ihm nicht zu.«

Auch klagt er über Irreführung durch die Überschätzung von Seite der Lehrer. Was das Dichten anbelangt, so sind Tatsachen genug bekannt, die uns Keller als geborenen Dichter erkennen lassen. So insbesondere sein Bekenntnis lebhaften Tagträumens in der Kindheit, sein phantastisches Lügen, sein frühes Lesen und Schreiben, insbesondere Tagebuchschreiben.

Vom Tagträumen erzählt der grüne Heinrich: »Ich aber machte nicht viele Worte, sondern gab von meiner frühesten Jugend an acht, daß nichts von den geschehenden Dingen meinen Augen und Ohren entging. Mit all diesen Eindrücken beladen, zog ich dann über die Gasse wieder nach Hause und spann in der Stille unserer Stube den Stoff zu großen träumerischen Geweben aus, wozu die erregte Phantasie den Einschlag gab. In der Tat muß ich auf diese erste Kinderzeit meinen Hang und ein gewisses Geschick zurückführen, an die Vorkommnisse des Lebens erfundene Schicksale und verwickelte Geschichten anknüpfen, und so im Fluge heitere und traurige Romane zu entwerfen, deren Mittelpunkt ich selbst oder die mir Nahestehenden waren, die mich viele Tage lang beschäftigten und bewegten, bis sie sich in neue Handlungen auflösten, je nach der Stimmung in dem äußeren Ergehen. In jener ersten Zeit waren es kurze und wechselnde Bilder, welche sich rasch und unbewußt formierten und vorbeigingen, wie die befreiten Erinnerungen und Traumvorräte eines Schlafenden.«[1] Ein renommistisches mit Leiden und Schuld Prunken, ein sich zum Odysseus Machen, spielt namentlich beim Erstlingswerk mit. Man wird an den kleinen Pankraz erinnert, der »durch Feld und Wald strich, um zu sehen, wie er irgendwo ein

[1] An die einfachsten Knabentagträume erinnert »Pankraz«: Flüchten, Wandern, Jagen, Kämpfen — glanzvoll Heimkehren.

tüchtiges Unrecht auftreiben und erleiden könne.« Wir sehen maso-
chistische Phantasien am Werk. »Träumerische Behaglichkeit, ein Sich-
Treibenlassen vom Strome der Ereignisse und Zustände« (Ermatinger)
ließen Keller mehr zum Epiker als Dramatiker prädestiniert sein.

Kellers Art zu dichten hielt am Tagträumen fest, er trug die
Stoffe monatelang, ja jahrelang fortspinnend in sich umher, das
Niederschreiben war nur peinliche Notwendigkeit, zu dem die Ver-
leger drängen mußten. Als Knabe ließ er zuweilen die Wahrheit
von der Phantasie aus dem Felde schlagen, um die Eitelkeit zum
Siege gelangen zu lassen. Im Gedicht »Der Schulgenoß« heißt es:

»Wenn wir die untersten der Klasse waren,
Wie haben wir treuherzig uns betrogen,
Erfinderisch, schwärm'risch uns belogen
Von Aventuren, Liebschaft und Gefahren!«

Während aber sein Kollege im Gedicht als zerlumpter Vagabund
endet, wird Keller — Poet.

Der früh verstorbene Vater wurde der unbewußte Lenker
und Genius, durch Identifikation ward des Vaters Wesen Gottfrieds
narzistisches Ideal.

Von der infantilen Fixierung an Mutter und Schwester kam
er nicht los. Das Verhältnis zur Mutter ist das Thema des Erstlings-
romanes, der Maler stirbt mit ihr, der Dichter überwindet sie.

Daß der »Grüne Heinrich« nichts anderes ist, als einer jener
psychologischen Romane, in denen nur der Held von innen geschildert
wird, in dem gleichsam der Dichter sitzt und die anderen Personen
von außen ansieht, ist klar. Keller hat seinen Ich-Roman schon im
Tagebuch angekündigt: »wenn ich einst aus mir selbst heraustreten
und, als ein zweites Ich, mein ursprüngliches eigenes Ich in seinem
Herzkämmerlein aufstören und betrachten, wenn ich meine Jugend-
geschichte schreiben wollte . . .«

Die unbewußte Verkettung an die Mutter wurde zum Schicksal,
und durch sie ist er jener »Nichtheld« der Liebe geworden, der er
geblieben ist. Sein gehemmtes schüchternes, zur definitiven Wahl
zu schwerfälliges Wesen läßt ihn Hagestolz bleiben, denn die Braut,
die er nahe den Fünfzig gewinnt, zieht den Selbstmord der Ehe
vor. So huldigt er, von der Liebessehnsucht nie geheilt, der »lieb-
lichsten der Dichtersünden«:

»Süße Frauenbilder zu erfinden
Wie die bitt're Erde sie nicht hegt!«

Dem Junggesellentum Kellers und seiner ausführlicheren Moti-
vierung haben wir viel Raum gewährt, weil uns diese Untersuchung
allgemeinen Wert für die Psychologie des Ledigbleibens zu haben
scheint.

Um aber nicht mit Aufzählen von Detailresultaten zu ermüden,
sei nur das Ziel unserer Arbeit noch einmal angeführt, dessen Erreichen
der Leser am Gebotenen prüfen mag. Das Werden einer Persön-

lichkeit in ihrer Eigenart und mit ihren Geistesprodukten wurde aus ihren Triebanlagen und Erlebnissen, zumal den kindlichen, abzuleiten versucht. Auch die Träume wurden als deutbar und das Unbewußte verratend herangezogen, Kellers Traumleben und auch seine erfundenen Träume bestätigten die psychoanalytische Traumwissenschaft.

Die Determiniertheit einer psychischen Entwicklung, im Besonderen eines Dichters, seiner Stoffwahl, ja einzelner wiederkehrender Motive und Gestalten wurde zu zeigen versucht.

Affektive infantile Erlebnisse, getragen von übermächtigen Triebregungen, lassen sich zwar vergessen, verlieren aber durch die Verdrängung ihre Energie nicht, sondern werden, ein Ausleben in der Phantasie erzwingend, zu den Haupttriebkräften des künstlerischen Schaffens. Früheste Triebregungen, insbesondere Inzestgefühle, wirken dauernd nach, haben die Möglichkeiten des Wesens unseres Dichters bereichert, und wenn sie auch Hemmungen brachten: neurotische Liebesunfähigkeit und soziale Abkehr vom vielseitigen Leben — sie sind es, die mit die Feder des Dichters lenkten und in seinen künstlerischen Produkten als seine tiefsten Geheimnisse verraten werden. **Die dichterische Fähigkeit ist auch bei Keller ein unbewußter Befreiungsversuch aus der Macht infantiler Komplexe.**



Inhalt des fünften Heftes.

BUCHDRUCKEREI CARL FROMME, G. M. B. H. IN WIEN.